Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 17. Oktober. Nr. 42

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Jena. Von Kirmß. — Die vermittelnden Standpunkte in der Schriftauslegung. Von Dr. Kautzsch. — Offener Brief an Herrn Dietrich Graue über Parsifal von R. Wagner. Von Dr. Portig. — Aus dem Reich der Berge. Von H. Weingart. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Jena.

Es war an einem schönen Sommertage dieses Jahres. Ich war über das Schlachtfeld gewandert, durch Closewitz, an Cospeda vorüber. Nun stand ich am Ende der Hochebene, vor mir das Tal, und „im Tale die Saale". Ich liebe Landschaften, deren Schönheit sich verbindet mit großen geschichtlichen Erinnerungen. So tauchten bei dem Anblick der grünen Landschaft mit ihren alten Bergen und Burgen in meiner Seele Bilder auf, die nun seit 100 Jahren in den Herzen der Jenenser und aller Bewohner des Saaltals leben, von den Vätern auf die Kinder vererbt, nun aber in diesem Jahre mit doppelt ergreifender Gewalt die Seelen beherrschen.

Das Auge schweift das Tal entlang, die Saale aufwärts; dort hinter den blauen Bergen liegt Saalfeld. Am 10. Oktober wurde bei Saalfeld die preußische Vorhut geschlagen; der junge ritterliche Prinz Louis Ferdinand fiel. Die geschlagenen Truppen flüchteten das Saaltal abwärts, langten am 11. und 12. Oktober in Jena an, und trübe Ahnungen bemächtigten sich der Gemüter. Nicht lange dauerte es, da wälzte sich die Masse des französischen Heeres das Saaltal abwärts, Regiment auf Regiment. Auf französischer Seite war alles Auge und Umsicht, auf preußischer alles Blindheit; dort war alles entschlossene Tatkraft, hier alles unbegreifliche verlegene Unentschlossenheit. Was mit Leichtigkeit hätte verhindert werden können, geschah: In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober ersteigt Napoleon die steilen Höhen; mit Seilen werden die Geschütze in einzelnen Teilen hinaufgezogen und gehoben. Im Nebel des Morgens greift er an. Während hier nach heißem Kampfe, der sich eine kurze Zeit zu Gunsten der Preußen zu entscheiden scheint, die Preußen von der Übermacht der Franzosen geschlagen werden, trifft der französische General Davoust bei einer Umgehungsbewegung zufällig und ahnungslos bei Auerstedt mit 30000 Mann auf die 58000 Mann zählende preußische Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig; dieser fällt im Anfang der Schlacht. Die führerlose preußische Armee wird trotz ihrer numerischen Überlegenheit geschlagen. Am Abend loht in Jena die Feuersbrunst.

Binnen weniger Stunden war ein Staat zusammengebrochen, der noch einige Jahrzehnte früher ein Gegenstand der Bewunderung gewesen war. Wie ein Kartenhaus war er gefallen. Es war vieles an ihm morsch gewesen. Das wurde offenbar an jenem Gerichtstage. Was ist menschliche Größe, menschlicher Ruhm?

Aber aus der schweren Demütigung wurde der heldenhafte Idealismus der Befreiungskriege geboren. Die Studenten, die von den Schlachtfeldern von Leipzig und Bellealliance zurückgekehrt waren, gründeten in Jena die Burschenschaft, in der sich das große nationale Hoffen und Sehnen der deutschen Jugend zusammenfaßte. Auf einem Platz, der durch die Feuersbrunst am Abend der Schlacht entstanden war, wurde die Burscheneiche gepflanzt, und vor einigen Jahrzehnten erhob sich auf dem „Eichplatz" vor der Burscheneiche das Burschenschaftsdenkmal. Aus den Trümmern stieg ein neuer guter Geist empor, ein Beweis dafür, daß, während Veraltetes in Trümmern geschlagen wurde, der Kern unseres Volkes gesund geblieben war. Es folgte die politisch unfruchtbare Zeit, in welcher die Sehnsucht nach nationaler Einheit und Freiheit wie eine feindliche Macht von den Regierenden verfolgt wurde. Die tiefgehende Bewegung von 1848 verbrauste und ließ keine Frucht zurück. Die großen Hoffnungen, die in der Seele des Volkes geschlafen hatten, wurden durch 1866 geweckt zu neuem Leben. Dann kamen die unvergeßlichen Tage, in denen die Jünglinge wieder hinauszogen gegen den alten Feind. Im Herzen des feindlichen Landes riefen die Deutschen ihren Heerkönig zum Kaiser aus. Die Entwicklung, welche in der tiefen Erniedrigung von 1806 begonnen, hatte ihr Ziel erreicht. Der Anfang dieser Entwicklung heißt Jena, das Ende Versailles.

Am 31. Juli 1892 stand Bismarck auf dem Markte zu Jena und sagte: „Der Name Jena hat für mich als Sohn einer preußischen Militärfamilie einen schmerzlichen und niederdrückenden Klang. Es war das natürlich, und ich habe erst in reiferen Jahren einsehen gelernt, welchen Ring in der Kette der göttlichen Vorsehung für die Entwicklung unseres deutschen Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber, wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch nicht gewesen." — —

Dies ungefähr waren die Gedanken, die dort oben auf dem Landgrafenberge über Jena meine Seele im Fluge berührten. Neben mir stand mein Junge. Ich dachte: Wie wird die Geschichte unseres Volkes sein, die du erleben wirst, wenn die Gott das Leben schenkt? Wir brauchen uns nicht zu fürchten, wenn nur der Kern unseres Volkes gesund bleibt, so daß aus der Erniedrigung eine Läuterung und Erhöhung wird.

Daß aber der Kern gesund bleibe, daran wollen wir, die Gemeinde des „Protestantenblattes", mitarbeiten durch Befreiung und Erneuerung des religiösen Lebens. Kirmß.

Die vermittelnden Standpunkte in der Schriftauslegung.

(Vergl. Nr. 40 u. 41.)

Selbstverständlich sind die Schwierigkeiten der buchstabengläubigen Schriftauslegung schon frühzeitig in der Kirche gefühlt worden. So beschränkt und so wenig wahrhaftig sind die großen Kirchenväter des Altertums nicht gewesen, daß sie nicht auch an einzelnen Dunkelheiten, Widersprüchen und sittlich anstößigen Stellen der Schrift Anstoß genommen hätten. Um diese Anstöße wegzuschaffen, ohne doch an dem göttlichen Charakter der Schrift zu rütteln, — dazu bot sich als bestes Hülfsmittel zunächst die allegorische Auslegungsmethode dar. Allegorisch reden bedeutet eigentlich, etwas anderes sagen, als man meint. So wird nun behauptet, die meisten Stellen des Alten Testaments seien gar nicht wörtlich zu verstehen, sondern deuten nur auf etwas anderes, Höheres hin, sei es auf die Zustände des Neuen Bundes, den Jesus gebracht hat, oder auf allgemeingültige religiös-sittliche Wahrheiten. Wiederholt wendet schon der Apostel Paulus diese allegorisierende Methode an, die bei ihm noch vielfach an die jüdisch-rabbinische Schriftauslegung erinnert (vgl. 1. Kor. 9, 9, Gal. 4, 21 ff.). In demselben Stile werden auch in der nachapostolischen Zeit Anstöße in der Bibel beseitigt, Widersprüche ausgeglichen und vor allem der innere Zusammenhang zwischen den beiden Testamenten nachzuweisen gesucht. So erblickt Justin*) in den ausgebreiteten Armen Moses das Kreuz Christi; die zwölf Glöckchen am Gewande des Hohenpriesters deuten auf die Stimmen der zwölf Apostel hin. Tertullian erinnert bei dem Gesetz des Alten Testaments, daß der Aussätzige von der Gemeinde fern bleiben soll, an die Kirchenzucht, die Paulus in der korinthischen Gemeinde an einem unzüchtigen Menschen geübt wissen will. Klemens von Alexandria erklärt die vier Farben der Stiftshütte als die vier Elemente; der Garten Eden bedeutet ihm Glauben, Erkenntnis und Frieden, usw. Immer allgemeiner bedient man sich dieser allegorischen Methode, bis sie im dritten Jahrhundert von Origenes sorgfältig begründet und weiter ausgebaut wird. Wie der Mensch, so besteht nach Origenes die Schrift aus drei Stücken, nämlich aus Leib, Seele und Geist. Demnach haben die Worte der Schrift eine mehrfache Bedeutung, die freilich nicht für jedermann in gleicher Weise zugänglich ist. Über den einfachen, historischen oder Wortsinn ragt der moralische Sinn hinaus. Dieser wird noch übertroffen von dem dogmatischen, mystischen Sinn, der sich aber nur dem tiefer Dringenden erschließt. Wer ist so töricht zu glauben, sagt Origenes im Hinblick auf die biblische Schöpfungsgeschichte, daß die Welt drei Tage ohne Sonne und Mond existiert habe, wie es dort mitgeteilt wird? oder daß Gott wie ein gewöhnlicher Ackersmann sinnliche Bäume im Paradies gepflanzt habe? Wer könne das Wort Jerem. 17, 21 buchstäblich verstehen: daß man am Sabbathtage keine Last tragen soll? Alle diese Worte *scheinen* ja nur das zu sagen, was sie sagen, — in Wahrheit haben sie einen ganz anderen, tiefer liegenden Sinn. So sind auch die Verbrechen und Frevel, die im Alten Testament berichtet werden, nie wirklich so geschehen, sie sollen vielmehr nur auf die Sünde der Menschheit und ihren Abfall von dem göttlichen Heil symbolisch hindeuten. — Auch heute noch ist die allegorische Methode in Schule und Kirche in ungeschwächter Kraft wirksam. Ihre üppigsten Blüten treibt sie noch immer in der Auslegung der Gleichnisse Jesu, die von orthodoxen und nichtorthodoxen Schriftauslegern überaus gerne als Tummelplätze für mehr oder weniger geistreiche Einfälle angesehen werden. (Näheres hierüber, sowie über das bahnbrechende Werk von Adolf Jülicher, der zum erstenmal der allegorisierenden Gleichnisauslegung nachdrücklich und erfolgreich zu Leibe gegangen ist, sehe man im Jahrgang 1906, Nr. 8 dieses Blattes.) Nun wird man ja nicht alle und jede Allegorie aus der praktischen Schriftauslegung gänzlich verbannen können. Bei Gelegenheitsreden des Geistlichen, in denen der belehrende Zweck ausgeschlossen ist, und allenfalls auf der Kanzel mag sie als poetisch ausschmückendes Beiwerk ihren Platz behaupten. Soll sie aber auch in der pädagogischen und wissenschaftlichen Auslegung die herrschende sein, so dürfen wir fragen, warum man dann gerade die Bibel als Grundlage zur Verkündigung religiöser Wahrheiten benützt? Mit Hülfe der allegorischen Methode kann doch aus jedem beliebigen anderen Buche die ganze Summe der kirchlichen Lehrsätze bequem herausdestilliert werden, und es würde kein besonders findiger Kopf dazu gehören, um beispielsweise aus Schillers „Jungfrau von Orleans“, aus der Berufung, Verfehlung und Wiederannahme der Jungfrau das Geschick der gläubigen Christenseele auf ihrem Wege durch Erde, Hölle und Himmel nachzuweisen. Es würde das hier sogar noch leichter gelingen, als etwa beim Hohenliede, bei dem die Allegoristen seit Bernhard von Clairvaux ein besonders schweres Stück Arbeit zu leisten hatten, bis sie endlich die darin enthaltenen Liebeslieder auf die Vereinigung Christi, des himmlischen Bräutigams, mit der gläubigen Seele, und die Felsklüfte, in welche die Geliebte sich flüchten soll, auf die Wundenmale Christi, zu denen der Christ seine Zuflucht nimmt, glücklich „gedeutet“ hatten. Als witzige Einfälle mögen wir solche Gedanken allenfalls bewundern. Als ernsthafte *Auslegung* der Schrift kann aber die gesamte allegorische Methode für uns nicht mehr in Betracht kommen. So viel wahre, an sich ganz richtige Gedanken sie vortragen mag, so geht sie doch stets darauf aus, eigene Gedanken willkürlich aus der Schrift herauszulesen und den schlichten Wortsinn im dogmatischen Interesse zu vergewaltigen. Darum bringt uns die Allegorie im letzten Grunde nicht innere Bereicherung, sondern Verarmung, nicht volle Entfaltung, sondern bedenkliche Entwertung des Schriftwortes.

Wiederum hat man diese Mängel der allegorisierenden Methode frühzeitig erkannt. Luther ist nicht der erste gewesen, der sie bekämpfte, wenn er sagt: „der heilige Geist sei der allereinfältigste Schreiber, der im Himmel und auf Erden sei, darum auch seine Worte nicht mehr denn einen einfältigen Sinn haben können“. Schon im dritten Jahrhundert warnen einzelne Schriftsteller vor der zweischneidigen Waffe der Allegorese, die inzwischen auch von Gnostikern und allerlei Irrlehrern angewandt und gegen die kirchliche Lehre gerichtet worden war. Man empfahl dem gegenüber die Rücksicht auf die *kirchliche Überlieferung*, die Tradition, die dem Schriftausleger die nötigen Grenzen ziehen, aber in zweifelhaften Fällen auch stets den rechten Schlüssel zum Schriftverständnis an die Hand geben sollte. Schon Tertullian, Origenes und Augustin betonen, daß man außer der Schrift auch der kirchlichen Überlieferung glauben müsse, und zwar ohne alle Weigerung, auch wenn der eigene böse Verstand zunächst nicht recht daran will. In klassischer Form aber ist dieses Traditionsprinzip im fünften Jahrhundert durch Vincenz von Lerinum ausgesprochen worden, der mit naiver Freude den scheinbar verblüffend einfachen Satz aufstellt: „Was immer, was überall, was von allen geglaubt worden ist, das ist wahrhaft katholisch“, — das gibt auch den rechten Schlüssel zum Verständnis der Schrift. Die Kirche also mit ihren Konzilien und Bischöfen, die Kirche mit der faktisch darin herrschend gewordenen Lehre, sie ist die höchste Norm, nach der alles Schriftwort ausgelegt werden muß. Natürlich denkt die Kirche nicht daran, sich selbst noch über die Schrift zu erheben. Sie erklärt ja die Schrift noch immer für vom heiligen Geist inspiriert, sie verlangt von allen ihren Gläubigen unbedingte Beugung unter das Schriftwort. Sie selber will, wie sie sagt, diese Beugung mitmachen: nur das Recht der Auslegung will sie sich vorbehalten, damit nicht durch böse Ketzer mit falscher Auslegung viel Unheil angerichtet werde. So verbietet denn die Synode von Toulouse 1229 allen Laien, die Bibel zu besitzen, und an Stelle der willkürlich subjektiven tritt mehr und mehr die

*) Nach Diestel, Geschichte des Alten Testaments in der christlichen Kirche.

planvolle kirchliche Schriftauslegung. Daß die Kirche dabei sich gerne wieder der allegorischen Methode bedient, wenn es gilt, einen faktisch gewordenen kirchlichen Brauch durch den sogenannten „Schriftbeweis“ zu stützen, versteht sich von selbst. Ein prächtiges Beispiel von dieser Mischung hierarchischer und allegorisierender Methoden enthält die berüchtigte Bulle Bonifaz des VIII. „Unam sanctam ecclesiam“ vom Jahre 1302. Daß der Papst zwei Gewalten, die geistliche und die weltliche, in seiner Person vereinigen müsse, wird hier folgendermaßen aus der Schrift „bewiesen“. Die Jünger sagen nach Luk. 22, 38 im Garten Gethsemane zu Jesus: „Siehe, hier sind zwei Schwerter; hier, das heißt in der Kirche. Da die Apostel dies sagen, antwortet der Herr nicht: es ist zu viel, sondern: es ist genug“. Zu Petrus sagt er dann: Stecke dein Schwert in die Scheide! Das Schwert bedeutet hier die weltliche Gewalt, Petrus bedeutet den Papst, also ist der Papst Inhaber auch der weltlichen Gewalt!! Wer bisher noch nicht gelernt hat, was rechte Schriftauslegung ist, der kann es von Bonifaz dem VIII. lernen.

Es ist nun interessant weiter zu beobachten, wie der Satz von dem göttlichen Charakter und der alleinigen Geltung der heiligen Schrift allmählich durch dieses kirchlich-traditionalistische Prinzip völlig aufgehoben wird. Nicht mehr beugen will sich heute die katholische Kirche mit dem irrtumslosen Manne zu Rom unter die inspirierte Schrift, mag sie dies auch noch so dreist behaupten: sondern Beweisstellen will sie aus ihr holen für das, was im Laufe der Zeit im Anschluß oder selbst im Gegensatz gegen die Schrift entstanden ist. Schriftworte, die sich gegen einen bestehenden kirchlichen Brauch richten, werden darum einfach ignoriert oder durch andere Beweisstellen entkräftet. Man denke nur an das ausdrückliche Bilderverbot (2. Mose 20, 4 f.), das doch in keiner Weise allegorisch weggedeutet werden kann. Die katholische Kirche läßt unbekümmert darum Marienbilder und Heiligenverehrung gerne bestehen, letztere sucht sie sogar durch allegorische Auslegung von Hiob 5, 1 ausdrücklich zu begründen. — Erscheint nun uns Protestanten auch der Gedanke einer irrtumslosen Schriftauslegung durch den unfehlbaren Papst als eine Ungeheuerlichkeit, so besteht doch auch in unseren Kirchen noch eine ähnliche Norm, die für die Schriftauslegung maßgebend sein will. Es sind die Bekenntnisschriften des 16. Jahrhunderts, von denen es zwar in der Konkordienformel heißt, daß sie „der heiligen Schrift nicht gleichgehalten, sondern alle zumal mit einander derselben unterworfen werden sollen“, — die aber doch wiederholt diese Bescheidenheit vergessen und von sich behaupten, daß sie neben der Schrift einem Christenmenschen „zur Seligkeit zu wissen vonnöten seien“. Noch heute besteht in vielen Landeskirchen die Verpflichtung der Geistlichen auf das Evangelium Jesu, wie es enthalten ist in der heiligen Schrift und bezeugt in den Bekenntnisschriften, sonderlich in der Augsburgischen Konfession von 1530. Ohne diesen Schlüssel der Bekenntnisschriften, d. h. ohne Befragen der kirchlichen Überlieferung, soll also auch für uns evangelische Christen ein volles Schriftverständnis offenbar noch nicht möglich sein. Will ich dunkle Stellen der Schrift verstehen, so habe ich nicht etwa meine Vernunft, sondern — die Meinung anderer zu befragen! Natürlich ist bei dieser Theorie nur die eine Schwierigkeit durch eine andere ersetzt. Denn um gewiß zu sein, daß ich bei den kirchlichen Bekenntnissen auch wirklich die richtige Deutung des Schriftwortes erfahre, müßte ich doch noch annehmen, daß auch die Verfasser der kirchlichen Bekenntnisschriften in ausschließlicher Weise vom heiligen Geist inspiriert gewesen seien, — eine Annahme, die sich doch angesichts der geschichtlichen Tatsachen von selbst verbietet.

Auch das Traditionsprinzip leistet uns also nicht, was es verspricht. Das hat schon Luther deutlich gefühlt, der wohl die durchgreifendste Wandlung in den Grundsätzen der Schriftauslegung hervorgerufen hat. Zum erstenmal nämlich wird von ihm der Gedanke ausgesprochen, daß nicht alle Teile der Schrift einander gleichwertig seien, daß vielmehr ein Gedanke darin alle andern überrage: das Wort von der Rechtfertigung des sündigen Menschen durch Gottes Gnade in Jesu Christo. Nicht durch Machtsprüche von außen her, sondern durch Unterordnung des gesamten Schriftwortes unter einen in ihm selbst enthaltenen zentralen Gedanken will Luther die Schrift ausgelegt wissen. „Was Christum treibet“, das allein ist ihm wahrhaft evangelisch, mag es gleich Petrus, Judas oder Johannes lehren. So kann Luther an einzelnen Büchern der Bibel, die ihm Gottes Gnade in Christo nicht rein genug herauszustellen scheinen, wie am Buche Esther, am Jakobusbrief, an der Offenbarung (die er „weder für apostolisch noch für prophetisch“ halten will) mit erfreulicher Offenheit Kritik üben. Zu dieser freien Stellung der Schrift gegenüber verhilft ihm aber keineswegs die böse Vernunft: diese hat im 16. Jahrhundert noch gar nicht mitzureden. Nein, Christus allein ist das helle Licht, das alle Teile der Schrift erleuchtet, er ist der Schlüssel zum rechten Schriftverständnis. Mit diesem Schlüssel in der Hand wendet sich Luther vor allem gegen die überstiegenen Ansprüche der römischen Kirche. Daß der Papst allein die Schrift auslegen könne, — diese Idee ist eine der drei Mauern, die die Römischen listig um sich gezogen haben, um die Gewissen zu knechten. Mit Kraft und Geschick bringt Luther in der Schrift „An den christlichen Adel“ diese Mauer zu Fall und nimmt auch für die Laien das Recht der Schriftauslegung in Anspruch. Aber wie gegen das Traditionsprinzip, so eifert er auch gegen die willkürliche allegorische Methode, mit deren Hülfe die Römischen ihre Dogmen und kirchlichen Gebräuche aus der Schrift zu „beweisen“ suchen. „Was sie denken“, so sagt er, „das muß die Schrift innehalten und lehren. Wo sie das Wort Feuer erschnappen, finden sie Fegfeuer, wo Wasser steht, lesen sie Weihwasser“ u. dgl. Er spottet über den Papst, der aus der Schöpfungsgeschichte herausliest: Sonne und Mond bedeuten den Papst und den Kaiser, und wie die Sonne größer sei als der Mond, nämlich 47 mal, so sei auch der Papst größer als der Kaiser. „Das will ein Päpstlein werden, wenn's nun ausgewachsen ist“, ruft Luther. „Hörst du es, Leser? Du mußt hier nicht lachen, oder du möchtest auch, wie ich, den Schafshusten kriegen. Darum hüte dich vor Lachen in solchen ernsten Sachen und denke, daß der Papst nicht fehlt noch scherzt in der Schriftdeutung, wie du hier siehst.“

Trotz dieser grundsätzlich ablehnenden Stellung zur Allegorese wurde nun Luther doch durch sein Schriftprinzip zu allerlei Willkür und gewaltsamer Auslegung geführt. Auf Christus allein müsse die ganze Schrift gerichtet sein, so meint er, — auch die Bücher Mosis, und was dort stehe, finde sich auch in den späteren Büchern. Und „so lange Christus nicht recht in der Schrift gefunden wird, so lange wird auch nicht recht gesucht“. Diese messianisch-christologische Auffassung der Schrift, nach der in allen Ecken und Winkeln des Alten Testaments von Christus die Rede sein soll, reicht übrigens viel weiter zurück, — man denke nur an 1. Kor. 10, 4! — und ist ja auch heute in Schule und Kirche noch weit verbreitet, ja als die eigentlich fromme und „tiefe“ Schriftauslegung geachtet. Trotzdem ist zu sagen, daß diese Auffassung uns ein klares Verständnis der Bibel unmöglich macht, weil sie den zeitlichen Unterschied zwischen den einzelnen Schriften verkennt und die früher geschriebenen Bücher durch später geschriebene auslegt, — eine Methode, die ja zum Glück in der sonstigen Literaturgeschichte nicht üblich ist. Es ist darum heute an der Zeit, gegen jene vielgerühmte „christozentrische“ Auffassung des Schriftganzen endlich Front zu machen. Sie verengt und verkümmert den reichen Inhalt der Schrift zu gunsten einer theologischen Theorie; sie macht es uns unmöglich, die Gestalten und Bilder des Alten Testaments als selbständige Erscheinungen und lebendige Wirklichkeiten zu verstehen und sie so unmittelbar für unsere Zeit nutzbar zu machen. — Bei aller Freiheit, mit der die Reformatoren in einzelnen Fällen das Schriftwort behandeln, zeigen sie sich doch alle noch zu sehr an die mittelalterliche Schriftauslegung gebunden. Irgendwie

soll doch die ganze Schrift noch immer „Gottes Wort“ sein, vor dem die menschliche Vernunft zu verstummen hat; irgendwie muß doch jedes Wort darin auf das Seelenheil des Menschen Bezug nehmen. Fragt man aber genauer nach, wie denn eigentlich jenes christologische Prinzip auf alle verschiedenen Teile der Schrift gleichmäßig anzuwenden sei, so erhält man in den reformatorischen Schriften des 16. Jahrhunderts recht verschiedene Antworten. Entweder lesen wir da: man muß nur die Schrift mit der Schrift auslegen und „die dunklen Bücher mit den heytern erleuchten“ (Berner Thesen 1528); oder es heißt, das Zeugnis des heiligen Geistes in unserem Herzen werde uns auch die dunklen Schriftstellen aufschließen und uns überall Jesu Evangelium zu unserem Heil finden lassen. Dieser heilige Geist ist hier freilich nichts anderes als eine Verlegenheitsausflucht. Es ist derselbe Geist, der heute noch den Sektierern eingibt, mit ihren willkürlichen Einfällen jeder ernstlichen Schriftauslegung ins Gesicht zu schlagen, so daß eine Verständigung über den Sinn der Schriftworte ganz unmöglich wird. — Auch das Schriftprinzip der Reformatoren kann heute für uns nicht mehr ausreichen. Beistimmen werden wir ihnen nur in der negativen Seite ihres Prinzips: in der Ablehnung eines unfehlbaren Papstes sowie der Allegorese und der kirchlichen Überlieferung als vermeintlicher Hülfsmittel der Schriftauslegung. Daneben aber haben die Reformatoren trotz einzelner löblicher Ansätze eine einheitliche Methode der Schriftbetrachtung nicht zu schaffen vermocht. Wer die Schrift gründlich studiert, der wird fortwährend auf Stellen stoßen, die sich jenem christozentrischen Prinzip Luthers in keiner Weise, durch keine Allegorie und keine noch so kühne Dialektik, unterordnen lassen.

Offener Brief an Herrn Dietrich Graue über Parsifal von R. Wagner.

Geehrter Herr Kollege! Mit Verwunderung habe ich Ihren Artikel über Parsifal von R. Wagner und wie es Ihnen damit in Bayreuth ergangen ist, gelesen. Sie haben nicht den Eindruck empfangen, den Sie erwarteten, Sie sind enttäuscht aus dem Theater gegangen, Sie haben nicht die Weihe empfunden, die Sie suchten, insbesondere nicht die religiöse Weihe, und haben sie an dem Publikum außerhalb des Theaters nach den einzelnen Aufzügen nicht bemerkt. Das tut mir für Sie sehr leid, der Sie sonst von R. Wagners Werken so hoch denken und so tief ergriffen sind und mit mir darin übereinstimmen. Geehrter Herr Kollege! Ich will nicht fragen, ob Ihre Empfindungsfähigkeit für Parsifal nicht doch vielleicht etwas geschwächt gewesen ist durch alles das, was in den Nibelungen und im Tristan Sie so mächtig ergriffen hat. Nibelungen, Tristan und Parsifal zusammen ist zu viel, selbst wenn eine Pause dazwischen lag. Ich bin fünfmal in Bayreuth gewesen, aber so viel hätte ich mir nie zugemutet; ich bin fest überzeugt, wenn ich so viel hintereinander gehört hätte, ich hätte auch nicht von Parsifal den tiefen Eindruck empfangen, den ich in Bayreuth gehabt habe; ich habe Parsifal drei- oder viermal gehört, ich weiß es nicht mehr genau, und sein Eindruck hat sich bei mir eher gesteigert, ich habe ihn aber fast immer nur allein gehört, nur einmal mit Tristan zusammen. Das rate ich Ihnen auch, Herr Kollege, gehen Sie wieder nach Bayreuth, und hören Sie Parsifal allein, vielleicht noch ein- oder zweimal, möglich, daß Ihr Eindruck dann ein anderer ist. Hört man zuviel, dann ist man ermüdet, vielleicht ohne daß man es eingestehen will, dann geht oft das Beste an einem ohne tiefe Wirkung vorüber, dann fängt man an zu kritisieren, zu reflektieren, zu konstruieren und man verdirbt sich den Eindruck des Ganzen, und das sollte man doch stets beim Kunstwerk auf sich wirken lassen, und sich nicht den Genuß des Ganzen durch Ausstellungen am Einzelnen verderben lassen, wie es viele tun.

Wie verschieden empfinden doch die Menschen. Als ich Parsifal — ich glaube, es war zum dritten Male — mit meiner Tochter hörte, da gingen wir aus dem ersten Aufzuge heraus und standen dreiviertel Stunde vorn auf dem freien Platze vor dem Theater und haben nicht ein Wort mit einander gesprochen, so ergriffen waren wir, es war uns, als ob wir in einer anderen, in einer jenseitigen Welt gewesen wären. Diesen Eindruck habe ich stets gehabt, besonders vom ersten Akte.

Wenn Sie sagen, Sie hätten an dem Publikum keine religiöse Weihe wahrgenommen, nun, nach Bayreuth gehen viele, die nicht dahin gehören, die nicht zu den Berufenen gehören, die nur hingehen, um dagewesen zu sein und mit darüber reden zu können. Ich habe Parsifal zum ersten Male 1883 gehört — 1882 wurde er zum ersten Male aufgeführt — ich bin jetzt lange nicht in Bayreuth gewesen. Damals lag allerdings über Bayreuth und seinem Publikum noch die taufrische Weihe des Neuen, Großen und der unmittelbaren Nachwirkung Wagners, damals war alles Begeisterung. Es hat alles seine Zeit, auch Bayreuth. Auch für Bayreuth wird die Stunde schlagen, die von der Unvollkommenheit und Vergänglichkeit alles Großen redet. Ich selbst habe über das jetzige Besuchspublikum in Bayreuth kein Urteil, ich würde mich an Ihrer Stelle aber nicht von dem Eindrucke berühren lassen, den das Publikum macht. Es gibt übrigens Leute, die eine tiefe Ergriffenheit in einem Witz, in Humor oder in einem gleichgültigen Gespräche auslösen müssen, sie waren doch tiefer ergriffen, als es uns schien, sie lassen es nur nicht gerne merken.

Aber Sie werten ja in Ihrem Artikel aus Ihrem Empfinden heraus. Sie sagen: „trotz der zweimaligen Abendmahlsfeier ist im ganzen Parsifal kein Milligramm Religion enthalten“. Ich glaube, hier spielt die persönliche Anlage, die individuelle Empfindungsfähigkeit eine große Rolle. Mich hat der erste und der dritte Aufzug außerordentlich religiös berührt, nicht bloß die Abendmahlsfeier mit ihren Gesängen aus der Höhe, sondern als ich das Gralsmotiv zum ersten Male beim Beginn des ersten Aktes vernahm, war es mir, als ob ich Töne aus der Ewigkeit vernähme. Während dieses Gralsmotiv — es ist bekanntlich ein alter katholischer Kirchensang, ich habe ihn zum ersten Male in einer katholischen Kirche Sachsens etwa Ende der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts gehört — katholische Mystik atmet, tönt aus dem Glaubensmotiv protestantische Kraft und Innigkeit heraus, und auch das Abendmahlsmotiv wirkt durchaus religiös; und wenn die Ankündigung des Parsifal, „durch Mitleid wissend der reine Tor, harre sein, den ich erkor“, zum ersten Male in ihren wunderbaren Tönen aus der Höhe herniederklingt, wie sie erging vor dem Gral an den kranken und von Schuld gequälten Amfortas, klingt in dieser Ankündigung nicht die Verheißung des göttlichen Trostes, die Verheißung des Erlösers an den Sünder auf Erden hernieder? Geht nicht durch den ganzen Karfreitagszauber im dritten Akte religiöse Stimmung? Ich verstehe nicht, wie Sie, wenn Sie an die Worte des Gurnemanz denken, in denen er Parsifal den Karfreitagszauber deutet, von des Sünders Reuetränen und wie Gott mit himmlischer Geduld sich sein erbarmt, sagen können, es sei kein Milligramm von Religion im Parsifal. Und wenn dieser die, vom bösen Zauber und der Sünde, die sie unter ihm tut, erlöste Kundry tauft und dabei spricht: „die Taufe nimm und glaub' an den Erlöser“ und die Kundry ihre Schuld mit heißen Tränen büßt und abwäscht, spricht diese Stelle, die für mich der Höhepunkt im Parsifal ist, nicht den alten Satz christlicher Frömmigkeit aus: Durch Buße und Glaube an die Gnade geht der Weg zur Erlösung? Wenn die Ritter in der Abendmahlsfeier geloben: „treu bis zum Tod, fest in Müh'n zu wirken des Heilands Werk“, „selig im Glauben, selig in Liebe“, ist da nichts von christlicher Religion? Der in der Abendmahlsfeier erglühende Gral ist das religiöse Sinnbild der Gegenwart des Erlösers, die von allen Feiernden in tiefer Andacht empfunden wird, und der von dem Zauberer Klingsor auf Parsifal

geschleuderte Speer, der über Parsifal stillsteht, den dieser ergreift und mit dem er, indem er das Kreuzzeichen macht, den ganzen Zaubergarten in Trümmer schlägt, versinnbildet die Wahrheit des religiösen Glaubens, daß Gottes Allmacht und Gnade das beabsichtigte Böse in Heil und Erlösung umschlagen läßt und es abprallen läßt an der Macht des Reinen und Guten.

Von Amfortas sagen Sie, geehrter Herr Kollege, daß mit diesem ewig klagenden Gralskönig eigentlich niemand Mitleid haben könne, und von Parsifal sagen Sie, daß er in seiner Reinheit, da sie im zweiten Akte eine zentrale Stellung einnehme, die Moral in ihrer mönchischen Verzerrung darstelle und Ihnen ganz und gar nicht als Held erschienen sei. Zugegeben, daß die Klage des Amfortas etwas breit ist, aber ist sie nicht berechtigt bei einem Menschen, der so hoch gestellt war, dem so viel anvertraut war und der so tief gefallen ist? Wenn dieser Mensch von tiefster Seelenqual zerrissen ist, mit dem soll man nicht tiefstes Mitleid haben? Und was berechtigt uns, betreffs des Parsifal von mönchischer Verzerrung der Moral zu sprechen? Wenn Parsifal allen Verführungskünsten der Kundry widersteht und den Sieg über sie und sich selbst gewinnt, indem ihm in diesem Augenblicke furchtbar ernster Entscheidung der Schmerz des Amfortas klar wird, was hat dieser Sieg mit Möncherei zu tun? Auf diesen Sieg kam es eben in diesem Augenblick an, wenn Parsifal dem Amfortas Erlösung bringen sollte. Das Mitleiden des Parsifal mit dem Amfortas, das nun den Weg zum Gral sucht, um dem Amfortas Erlösung zu bringen, ist das nicht auch eine Tat rettender Erlöserliebe, die Sie im Parsifal vermissen?

Wie ergreifend wirkt die Gegenüberstellung der beiden Gestalten Amfortas und Parsifal! Dort der in Sünde und Schuld gefallene Held, der inbrünstig Erlösung sucht, und hier der reine Tor, in dem das Gute zunächst unbewußt schlummert, in dem es zum Bewußtsein erwacht in jener Versuchungsstunde, und in dem es nun im Suchen und Kämpfen und in der Treue seines Lebensweges sich zum Leben des Helden ausreift, der imstande ist, jenem gefallenen Helden der Träger der Botschaft von der göttlichen erlösenden Gnade zu werden, die im wieder gewonnenen heiligen Speer verkörpert ist — wirken diese beiden Gestalten nicht religiös auf uns?

Religiös klingt der Parsifal aus: „Erlösung dem Erlöser“, Erlösung durch Parsifal dem Gral, dessen erlösende Kräfte gebunden waren durch die Sünde und Schuld des Amfortas, der infolge davon das Amt am Gral nicht mehr verwaltet. — Geehrter Herr Kollege, mir ist Religion genug im Parsifal, so viel, daß meine Seele Gottesdienste gefeiert hat im Miterleben des Parsifal im Bayreuther Theater.

Ich wünsche Ihnen, daß Sie die auch noch dort feiern, darum noch einmal den Rat: gehen Sie wieder nach Bayreuth und hören Sie Parsifal noch einmal oder zweimal, aber Parsifal allein. Die Aufnahmefähigkeit des Menschen hat ihre Grenzen. Im übrigen drücke ich Ihnen als Geistesgenossen, was die Wertschätzung R. Wagners und seiner Werke betrifft, warm die Hand.

Bremen. Dr. Portig.

Aus dem Reich der Berge.

(Reisebilder im Licht christlicher Lebensauffassung.)

Von H. Weingart-Vorgfeld.

II.

„Laß die Berge den Frieden bringen unter das Volk!“ Ps. 72, 3.

München, die mächtige, kunst- und lebensfrohe Königstadt an der brausenden Isar, liegt hinter uns. Wir rasten am Starnberger See, an der Pforte der bayerischen Alpen, die uns hier die ersten, beinahe magisch zu nennenden Ahnungen ihrer Größe und Herrlichkeit aus der Seele lösen. . . .

Dort drüben, wo die kleine Kapelle auf der Terrasse am Ufer und das Kreuz davor im Wasser steht, fand Ludwig II., der hochgemute König, vor zwanzig Jahren seinen tragischen Untergang. Im Volk, das ihn fast abgöttisch verehrt hat, wollen viele heute noch nicht an seinen Tod glauben. Es ist, als ob schon die dichtende Sage seine Gestalt umrankte. In der Geschichte des Deutschen Reiches lebt er so wie so unvergeßlich fort. Er war es ja, der 1871 zuerst und am kräftigsten für die Einigung der deutschen Stämme unter der Kaiserkrone alle Hebel in Bewegung setzte: die größte Tat seines Herrscherlebens. Und neben ihr, nicht minder groß, die andere: der wahrhaft fürstliche Schutz und Beistand, den er der Kunst, der echten, reinen Kunst mit freigebigster Hand und tiefstem Verständnis geliehen hat. Er war ein Mensch von Seelenadel, Liberalität und Geistesschwung, wie nur selten einer auf dem Throne sitzt. Dazu hat er die Berge seines Landes schier unersättlich geliebt. Auf ihren Höhen baute er seine märchenhaften Schlösser. Sind sie nicht vielleicht der sinnliche Ausdruck des in ihm drängenden Zuges: hinauf!? Hoch oben lagen seine Ziele: Wahrheit und Schönheit und Freiheit. Die Wahrheit bot ihm die Natur, die Schönheit hat er in der Kunst gefunden, die Freiheit für sein Volk, fürs ganze deutsche Volk erstrebt. . . . Der Gedanke an diesen König, wie ihn der Spiegel des Starnberger Sees im Anblick der bayerischen Berge weckt, ruft unwillkürlich in unseren Herzen bessere Gefühle wach, hebt uns gleichfalls in die Welt der Ideale empor und läßt zugleich den heißen Wunsch zurück: es möchten doch recht viele unserer Herrscher und Machthaber sich ihre Ziele so hoch und herrlich setzen, so bergehoch, so klar und rein! Es würde viel Friede, viel Segen davon zu unserem Volke herunterkommen. Unser Volk bedarf der edlen Fürsten, bei denen „der Adel sitzt nicht im Geblüt, sondern im Gemüt“. — Ihrem Volke gegenüber stehen alle Fürsten auf dem „Berg“, — ein Standpunkt, der ihnen wohl die höchste Macht und Ehre, aber auch die höchste Verantwortlichkeit gibt. Da sollten sie alle das Eine unabläßig wollen: von oben herunter den Frieden zu bringen, eben nur das Beste und Heilsamste! — Und schließlich gilt das ja von allen Menschen, deren Stellung ihnen irgendwelchen Platz „über“ anderen verleiht, wo es auch sei: auf dem Ministersessel, im Amtszimmer, auf der Kanzel und in der Schule, in der Kinderstube und auf dem Meisterstuhl: je höher einer steht, desto mehr hat er die Pflicht, für seine Umwelt ein „Berg“ zu sein, von dem herab jeder nur Gutes erwarten darf, zu dem empor jeder mit Zuversicht blicken kann. Nun denn, wir alle, die wir in diesem Sinne Fürsten sind, d. h. die Fürsteher, die Ersten und Obersten irgendwo, Eltern und Herrschaften, Lehrer und Pastoren, Behörden, Richter und Regierende, laßt uns selber erst die „Berge“ liebhaben, — ich meine die hohen Ziele einer adligen, tüchtigen Gesinnung. Die hat jenen Bayernkönig in seinem Volke und in der Geschichte groß gemacht. Die allein macht auch unser kleineres Leben und Wirken für die Unseren segensvoll. Laßt es nur in Wahrheit, Schönheit und Freiheit geschehen!

III.

Über dem Kochelsee ruht eine „mondbeglänzte Zaubernacht“. Worte schildern sie nicht. — Im Nordwesten steht dunkel und breit die Benediktenwand. Der erste Koloß der Voralpen, dem heil. Benediktus zu Ehren benannt, dessen Kloster unfern gelegen ist, 740 gegründet, — „eine der ältesten Stätten des Christentums in Bayern“. Denkwürdige Gegend. Diese Berge also brachten zuerst den Frieden, das Evangelium, das Heil des neuen Lebens unter das Volk! Es läßt sich viel darüber sinnen. . . . Wie mag es dort ausgesehen haben, als auf der ersten christlichen Kapelle das Kreuz gerichtet wurde? — Seitdem haben sich die Menschen in mehr als dreißig Geschlechtern

erneuert, auch der Menschen Lebenssitten und Glaubensformen, aber die Benediktenwand steht heut wie einst, mit ihrem Namen ein untilgbares Dokument jener großen Stunde, da Jesu Boten über diese Berge gekommen sind, und es ist, als wollte der Fels des Benediktus sagen: „Getrost, ihr Gotteskinder auf Erden! wieviel auch sich wandelt um euch her, wieviel auch weicht und stürzt, es gibt doch Dinge, die kein Wetter und Moder, und kein menschlicher Aberwitz und Spott, kein leichter neuerungssüchtiger Zeitgeist und keine ernste Tatsachenerforschung umstoßen wird: Gottes ewige Gedanken in der Menschheit, Christi Liebesgeist und Kindschaftswort, — das sind Dinge, die wurzeln, wie mein Fels, im **Urgrund**. Habt Vertrauen. Glaubt an den Glauben!" —

Fürwahr, ein schönes Gleichnis für die Unerschütterlichkeit der Idee des Christentums:

So weit nur deine Sonnen glänzen,
reicht deine Huld, die uns erhält,
reicht über unsers Himmels Grenzen,
O Vater, bis zur fernsten Welt,
und deine Gnad' und auch ihr Reich
steht ewigen Gebirgen gleich. . . .

IV.

Und immer näher kommen wir nun diesen ewigen Gebirgen!

Von dem wunderbaren Walchensee, über dessen blaugrüne, unheimliche Tiefe uns das Ruderboot von Urfeld her getragen, vom Bild des „Klösterl", zu dessen weltentrückter Einsamkeit wir den jungen Priester beim Vesperläuten hinüberfahren sahen, haben wir uns schweren Herzens getrennt und rollen nun behaglich im Stellwagen auf der festen, hellen Straße vorwärts.

Neben dem Fuhrmann hockt ein alter, knorriger Bauer, ein echter Oberbayer, in der „Bocksledernen". Der kam übers Feld von seinem „Heustadl" her und nimmt nun gern am Feierabend die billige Frachtgelegenheit für den Heimweg wahr. Munter wird geplaudert. Auch von den Bergen und dem alten Lied, das einem da so leicht über die Zunge läuft: „Auf der Alm do gibts koa Sünd". Warum denn nicht? „Jo schaugns", spricht der Graukopf bedächtig und rückt seinen kecken Filz, „weils do koa Pfaffen gibt." — Einerlei, wie das gemeint war, ob schalkhaft oder giftig oder bieder-ernst, es steckt wohl ein gut Stück Philosophie in der Antwort, sie hat mich ergötzt und zugleich nachdenklich gemacht. Naturethik und Kirchenethik! Sind es leider nicht oft zwei feindliche Geschwister? Und wäre allein bei der letzteren immer das Recht? Wird nicht manches erst dadurch zur „Schuld", daß es an einem allzustrengen kirchlichen Maßstab gemessen wird? Findet sich nicht fern von pfäffischer Zensur gar oft eine unbewußte Harmlosigkeit, eine unschuldsselige Naivität des Handelns und Fühlens, die an sittlicher Kraft die dressierte, kultivierte, sanktionierte „Sitte" weit übertrifft? Wenn ein junger Deutscher im afrikanischen Busch, in der schaurigen Verlassenheit seiner Handelsfaktorei, ein Negermädchen zu sich nimmt und Kinder von ihr hat und in der Gemeinschaft mit ihnen Pflege und Trost, Sicherheit und Schaffensfreude findet, — ist das Sünde? Dort draußen im Urwald! Ist das **ihm** Sünde? Vielleicht erst dann, wenn der kirchliche Zelot von der Mission dazwischen kommt oder — was oft dasselbe ist — wenn die korrekte bürgerliche Sippe in der Heimat dahinter kommt . . . Ein Extrafall, gewiß. Aber im reinen Kindestum, im unverfälschten Bauerntum, im urwüchsigen, gesunden Volkstum zwischen stillen Waldbergen und auf schweigendem Heidemoor, bei allen „natürlichen" Menschen, auch der Großstadt (und das sind die schlechtesten gerade nicht) finden wir typische Fälle genug, wo es im tiefsten Sinne gelten müßte: naturalia non turpia! — In unserer christlichen Pastoraltheologie sollte der Satz mit stehen: Auf der Alm do gibt's koa Sünd', weil's do koa Pfaffen gibt!

Und unser Wagen rollt immer weiter hinein in das gewaltigste Alpenpanorama. . . .

Gott ist größer, denn der Menschen Herz!

Vom Büchertisch.

M. Ascher, Ausflüge in das Reich des Geistes und der Seele. Deutsche Verlagsanstalt Concordia, Herm. Ehbock, Berlin W. 50. 70 Seiten.

Folgende Themata werden behandelt: Verstand und Gemüt, Pessimismus und Optimismus, Glückseligkeit, Fortschritt, Erkenntnis und Offenbarung, Sittliche Weltordnung, Determinismus und Willensfreiheit, Wissenschaft und Religion, Gott, Unsterblichkeit, Wahrheit. — Ascher hat uns ein „positives" Büchlein gegeben. Bei den oben genannten Problemen führt er aus, was man „dafür und dagegen" sagen kann. Aber er steht auf dem Standpunkt, daß das Herz im Grunde genommen mehr weiß, als der Verstand. Darum kommt er nach seinen Erwägungen darauf hinaus, Willensfreiheit (natürlich nicht als absolut), Offenbarung, Gott, Unsterblichkeit zu bejahen und das Wort Gottes als den untrüglichen Wegweiser zur wahren Erkenntnis zu preisen. „Wenn Wissenschaft und Religion im Lande unsere Schutzgeister sind, dann bricht in Wahrheit der Menschheit goldener Morgen an." Ich gestehe, in einer Zeit, wo die als alleiniges, seligmachendes Ziel gerühmte eiskalte Wissenschaft einem so viel Ernüchterndes zu lesen gibt, hat mir die Schrift von Ascher, obwohl mein persönliches Bedürfnis in diesen Problemen auf nüchterne Verstandesstützen gerichtet ist, sehr erquickt.
O. Raupp.

A. Kerler, Christliche Gedanken. Für die Suchenden unserer Zeit gesammelt. Mohr (Siebeck), Tübingen. 248 Seiten. 2 Mk., in Leinwand gebd. 3 Mk.

Aus 52 Schriftstellern hat der Verfasser kurze Abschnitte gesammelt, in denen über zweihundert Themata aus dem Gebiet des christlichen Lebens gehandelt wird. So ist ein eigenartiges Andachtsbuch zustande gekommen, nämlich ein solches, das nicht sowohl zur Erbauung, als vielmehr christliche Erkenntnis suchenden Gemütern zu „andächtigem Studium" empfohlen werden kann. Die Ausführungen behandeln ethische und rein religiöse Fragen; auch dogmatische, diese aber nicht in systemhafter Trockenheit. Wer sich's überlegen will, wird finden, in welche unermeßlichen Tiefen nicht nur der Gottheit, sondern auch des eigenen Innern der Mensch hinabforschen muß, wenn er Klarheit und Kraft, Zielbewußtheit der Frömmigkeit zu gewinnen wünscht. Als seine Helfer sind dabei in diesem fast nur solche theologische und ein paar philosophische Schriftsteller beigezogen, die auf dem Grunde einer liberal-„positiven" Auffassung stehen. Diese sind es ja auch, die in sich selbst die betreffenden Probleme emsiger haben durchfechten müssen und darum zu den Suchenden als solche reden, die schon gefunden haben.
O. Raupp.

Friedrich Schleiermacher. Harmonie. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Mulert. Mit Porträt. (Erzieher zu deutscher Bildung VI.) Eugen Diederichs-Jena 1906. 171 S. 2 Mk., geb. 3 Mk., i. Led. 3,50 Mk.

Die hohe geistige Individualität Schleiermachers wird uns in längeren oder kürzeren Abschnitten und Ausschnitten aus seinen Werken vorgeführt. Aus tiefster sittlichen Gründung erhebt sie sich in persönlichst Gestaltung, die das allgemeine Sittliche in seiner Entfaltung in den höchsten Lebensgütern erfaßt und aus sich leuchten und wirken läßt, religiös gewurzelt und im Religiösen gekrönt: Harmonie, wie es schön und richtig der Titel des Buches nennt. (Sittliche Grundanschauungen; Freundschaft und Geselligkeit; Frauen, Liebe, Ehe; Familie, Erziehung, Universität; Wissenschaft; Staat und Vaterland; Religion, Christentum, Kirche.) Es ist der Schleiermacher von 1800 etwa, noch nicht der Theologe, Philosoph und moderne Kirchenvater, mehr erst der Prophet einer neuen Zeit des Protestantismus. Die „Einführung" zeichnet so sein Bild.
M. F.

Albrecht Dürer. Von Dr. Rudolf Wustmann in Bozen. Mit einem Titelbild und 32 Abbildungen im Text. (Aus Natur und Geisteswelt 97.) B. G. Teubner-Leipzig 1906. 1 Mk., geb. 1,25 Mk.

Unserer Lieben Frauen Leben, in 20 Holzschnitten von Albrecht Dürer. Mit einer Einleitung von Dr. Benno Rüttenauer. Herausgegeben vom Jugendschriften-Ausschuß des Allgemeinen Lehrervereins Düsseldorf. Fischer u. Franke in Düsseldorf. 1 Mk.

Die beiden Sachen sind zufällig bei uns zusammengetroffen, vertragen sich aber sehr gut miteinander. Wustmanns Dürer gibt eine knappe zusammenfassende Erzählung von des Künstlers gesamtem Schaffen, wobei die Werke des Meisters nach bestimmten Gesichtspunkten gruppiert werden: Selbst- und Angehörigen-Bildnisse, die Zeichnungen zur Apokalypse, die Darstellungen von Mann und Weib, des Marienlebens, Stiftungsgemälde usw. So soll das Einzelne aus der Entwicklung des Künstlers sich erklären und dem ästhetischen Empfinden nahe gebracht werden.

Im zweiten wird nun ein Teil in voller Ausführung dargeboten; in gediegener und mit gutem Geschmack ausgestatteter Ausgabe. Die Holzschnitte sind in moderner Zinkätzung auf naturfarbenes, etwas rauhes Papier gedruckt, so sorgfältig, daß die Bilder nicht hinter den bisherigen teuren Ausgaben zurückstehen. Das Format ist in Folio;

der mit zwei Farben (rot u. schwarz) gedruckte Pergamentumschlag stimmt schön zum Ganzen. Das Einleitungswort zeigt trefflich und kräftig Dürers Bedeutung für die deutsche Kunst.

Uphues (spr. Up-huz), **Godewin.** Professor der Philosophie in Halle. „Religiöse Vorträge.“ Berlin, Schwetschke u. Sohn. 1903. 101 Seiten. 1,— Mk.

Derselbe. „Kant und seine Vorgänger. Was wir von ihnen lernen können.“ Ebenda. 1906. 12 u. 336 Seiten. 6,50 Mk.

Diese beiden Schriften eines unserer ernstesten Denker möchte ich dringend der Beachtung empfehlen, die erste namentlich den Laien, die zweite mindestens den Theologen.

I. In der zuerst genannten Schrift behandelt U. folgende Themata: 1. „Glück und Sittlichkeit.“ Nur Sittlichkeit ist wahres Glück. Sie ist nur erreichbar durch rückhaltlose Hingebung an Gott, die zunächst unser Glück und dadurch wahre Sittlichkeit begründet. 2. „Begründung der vom Christentum geforderten Erneuerung!“ Das Christentum beendigt den Widerstreit des Lebens mit der Sittlichkeit, des Willens mit der Vernunft, der Sittlichkeit mit dem Glück. Das ist die Begründung und Rechtfertigung der vom Christentum geforderten Erneuerung. 3. „Was ist Religion?“ Wenn wir uns absterben, so leben wir nicht bloß in Gott, sondern auch aus Gott. Dadurch werden wir befähigt, annähernd alle Ideale (Wahrheit, Sittlichkeit, Schönheit, Seligkeit) in unserem Leben zu verwirklichen. Das ist Religion. 4. „Was ist Wahrheit?“ Die Wahrheit kommt in unseren Urteilen zum Ausdruck. Das, worüber wir urteilen, hat immer eine Beziehung zur Gesamtwirklichkeit wie zu unserer Gedankenwelt. Der diese Beziehungen begründet und erhält, ist Gott. Ihn erkennen, heißt die Wahrheit erkennen. 5. „Religiöse Ethik.“ Die sich selbst opfernde Liebe, die uns in Christo, „der Verkörperung der Gottheit“, offenbart ist, ist das höchste Gut, die wahre Ethik. 6. „Das Christentum als die Umwertung aller Werte.“ Ihren wahren Wert erhalten durch das Christentum deshalb alle Güter, weil es sie in den Dienst des höchsten Gutes, des Gottesreiches, stellt.

Schlicht, klar, einfach sind diese Reden abgefaßt und doch mit wahrer Liebe durchdrungen. Man kann unendlich viel aus ihnen lernen, weil der Verfasser bei jeder Frage die verschiedenen Antworten erörtert, die in den verschiedensten Zeiten von den bedeutendsten Menschen und Denkern sind gegeben worden Durch den Nachweis, daß das Christentum doch immer die beste Antwort gegeben hat, gewinnen unsere Vorträge große apologetische Kraft.

II. Seiner größeren Schrift hat U. einen sehr bescheidenen Titel gegeben. Sie ist aber reich an eigenen Gedanken des Verfassers und an Einblicken in die Geschichte der Philosophie. Ihr Hauptteil (S. 101 bis 261) ist eine Kritik und eine Fortbildung von Kants Kritik der reinen Vernunft. U. zeigt zunächst, wie dies Hauptwerk Kants in der Seele unseres großen Denkers im Gegensatz zu Wolfs Rationalismus und dem Empirismus der englischen Schule entstanden ist. Auch Kant ist Metaphysiker; aber im Unterschiede von Platon, nach dem die Ideen als das wahrhaft Wirkliche neben den empirischen Dingen stehen, sind sie für Kant Funktionen unseres Erkennens, die nach U. im göttlichen Denken ihren Ursprung haben. In der transzendentalen Ästhetik unterscheidet U. scharf den anschaulichen Raum und die anschauliche Zeit von dem Raum- und dem Zeitgesetz. Der Unterschied ist derselbe wie zwischen den gezeichneten und den gedachten geometrischen Figuren. Das Raumgesetz ist im Grunde das der Substanzialität, das Zeitgesetz das der Kausalität. Zu ihnen kommen noch die Gesetze der beharrlichen Dieselbheit und des hinreichenden Grundes. Die Verknüpfung von Ursache und Wirkung bleibt ohne die Annahme eines hinreichenden Grundes ein Rätsel. Dieser Grund ist das über allen Beziehungsgliedern stehende allumfassende, von Kant in seiner Inauguraldissertation als unendlich und überweltlich bezeichnete Dritte, das auch den letzten Möglichkeitsgrund unseres Erkennens bildet. Daß Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft diesen Gedanken nicht verwertet hat, das macht nach U. seine Lehre vom Ding an sich zur Achillsferse seines Systems. Wohl das Schlimmste aber im Systeme Kants ist nach unserem Verf., daß Kant nicht Ernst macht mit der Einheit des Bewußtseins. Es ist bekannt, daß Kant die Entstehung des Bewußtseins mit dem aufeinanderfolgenden Zusammentreffen verschiedener Billardkugeln vergleicht, von denen die letzte alle vorausgegangenen Bewegungsvorgänge als ihre eigenen zusammenfaßt. „Das ist doch eine Annahme, die Kant wahrlich nicht zur Ehre gereicht und für einen Philosophen keiner Widerlegung bedarf . . . Einen tolleren Unsinn kann man sich doch nicht denken.“ Kurz erörtert und kritisiert U. die drei anderen Hauptwerke Kants.

Wie man auch über die einzelnen Ausführungen unseres Verf. denken mag, — jedenfalls muß man anerkennen, daß er ein ebenso ernster wie bescheidener Denker ist. Er hat gezeigt, daß man versuchen muß, über Kant durch ihn selbst hinaus zu kommen, den modernen Agnostizismus zu überwinden und auch wissenschaftlich einen Theismus zu begründen der den religiösen nicht erreicht und nicht zu erreichen vermag, aber doch für ihn so unentbehrlich ist wie die Statik für die Baukunst und der Generalbaß für die Musik. Auch in den schwierigen Erörterungen dieser zweiten Schrift ist Us. Schreibweise schlicht, klar und durchsichtig. Er kennt auch die Denker des Mittelalters und hat von ihnen gelernt. Möchte er die von ihm in einer besonderen Schrift (1901) beschriebene Idee einer „Philosophie des Christentums“ zur Ausführung bringen. Sulze.

Zwei Menschen. — Roman von Georg Schürer. Leipzig. Hermann Rohde. 1906.

Ein Buch, das freundliche Beachtung verdient. Für unsere Protestantenblattleser schon aus dem Grunde, weil in ihm der Versuch gemacht wird, den Gedanken der modernen Theologie, oder besser: der freieren kirchlichen Richtung eine belletristische Gewandung zu geben. Solche Versuche sind oft gemacht, auf unserer und auf anderer Seite! — Die Gegner werden auch dies Buch mit dem Wort abtun: Tendenzroman! — Wir müssen uns herzlich freuen, wenn Bücher wie Hilligenlei, trotzdem es das christologische Problem in literarisch ungeschickter Form bringt, sowie die ganze Reihe von populär-theologischen Schriften (Harnack, Bousset, Weinel, religionsgeschichtliche Volksbücher u. a. m.) einen Erfolg fanden, der hüben und drüben alle Welt überrascht hat. Aber man wird immer damit rechnen müssen, daß die abstrakte Darstellung einen weit geringeren Leserkreis findet als solche Einkleidungen, wie sie das vorliegende Buch versucht. So wäre zu wünschen, daß auch das Buch Georg Schürers das romanlesende breite Publikum fände, an das die theologischen und philosophischen Bücher schließlich doch nicht heranzukommen vermögen, weil sie ihm zu langweilig sind. Für uns kommt dazu: es sind unsere liberalen Ansichten, für die Georg Schürer, im Gegensatz zur hochkirchlichen Rechtgläubigkeit, eine Lanze bricht.

Der Pastor Konrad in Philippstal, ein Mann der kirchlichen Rechten, dem Reinheit der Lehre über alles geht, muß wegen Krankheit einen Hülfsprediger nehmen und bekommt nun einen Mann ins Haus, der zwar noch kein Pfarramt inne gehabt hat, der aber doch mit seinen 33 Jahren — er ist bis dahin Reisebegleiter eines Prinzen gewesen, war auch schon schriftstellerisch tätig — die Stürme und auch die Zweifel der Jugend hinter sich hat. Er bringt, daß ich so sage, eine weltmännisch aufgeklärte theologische Lebensanschauung mit ins Haus. Da er diese mit Festigkeit und freundlicher Würde vertritt, beginnt sofort der Konflikt. Der alte Herr muß sorgenden Herzens zusehen, wie der neue „Liberale“ die Herzen der Gemeinde gewinnt, eine volle Kirche bekommt usw. Meiner Ansicht nach zeichnet der Verfasser diesen Doktor Lothar Schirmer zu fertig, allzu ideal, als einen Mann, der in allem und jedem untadelig ist, wenn er auch andererseits dem Pastor Konrad als dem Vertreter der Altgläubigkeit eine gute Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wir Freigesinnten sind doch auch ganz gewiß keine Engel! Schlechter schon kommt der Superintendent Valentin weg, der schließlich die eingreifende und den Hülfsprediger aus der Stellung entfernende Rolle spielt. „Die Kirche sind wir“, sagt der Herr Superintendent.

Aus mehreren Einzelheiten gewann ich den Eindruck, ein Erstlingswerk vor mir zu haben, vor allem aus der Art, wie der Verf. den Helden des Romans seine (und des Verfassers) Ansichten vortragen läßt. Das geschieht viel zu buchmäßig, zu lehrhaft. So wie der Doktor Lothar Schirmer spricht, so spricht kein wirklicher Mensch, erst recht nicht in Mitteldeutschland, wo die Geschichte anscheinend spielt. Sie muß mehr ins lebendige Leben hineingestellt und in Handlungen und Erlebnisse statt in Reflexionen aufgelöst werden, diese überall angefochtene und doch überall siegreich vordringende moderne Theologie! Das gilt auch für unser Buch: Der Wahlspruch des Helden „Durch Freiheit zur Wahrheit“ schwebt noch zu sehr als ein theoretischer Geist über den Massen und hat noch nicht genug Fleisch und Blut angenommen. Sogar einer geliebten Frau gegenüber verfällt unser Held einmal (S. 170) heftig ins Dozieren. — Auch den Stil müßte der Verfasser ändern, wenn er, wie wir hoffen, uns noch einmal durch ein Buch erfreuen wollte. Ich gebe folgenden Satz als Stichprobe: „Ihr Unbefriedigtsein konnte sich auf den geistigen Verkehr mit den Menschen insgesamt beziehen“ (S. 70). Das ist Aktendeutsch, Herr Georg Schürer!

Es ist gut, daß die Liebesgeschichte, welche die kirchlichen Zwecke einrahmt, im zweiten Teil das Interesse wachsend und schließlich völlig in Anspruch nimmt; denn sie ist von stimmungsvoller Zartheit und edler, reiner Schönheit. Das Ineinanderfließen der Seelen zweier Liebenden, wie es die bekannte Statuette (to menesker) plastisch zum Ausdruck bringt — und die hat dem Buch den Namen gegeben —, ist von der ersten ahnenden Begegnung an bis zum Augenblick, wo die Liebenden sich finden, mit psychologischer Feinheit geschildert. Rührend geschildert ist auch Annie, des Pfarrers älteste Tochter, die mit dem Herzen auf Seite des Vaters steht und sich doch so stark zu dem andern hingezogen fühlt, daß ihr in diesem seelischen Zwiespalt das Herz bricht. Man soll sich freuen, wenn es heute einem Schriftsteller gelingt, die Liebe in reiner und edler Form darzustellen. Auch um dieseтwillen verdient der Roman eine gute und freundliche Beachtung.

Braunschweig. M. Bücking.

Dr. Thomas John Barnardo, der Vater der verlassenen Kinder. Von Herold, Dekan in Winterthur. August Frick, Zürich 1906.

Der Verfasser dieses interessanten Büchleins hat während eines Aufenthaltes in London auch einige von Dr. Barnardos Anstalten besucht. Durch seine Erlebnisse daselbst angeregt, will er auch andere von dem großen Liebeswerk unterrichten. In sieben Abschnitten erfahren wir, wie Barnardo zu seiner Tätigkeit unter den Armen berufen wurde, wie aus kleinen Anfängen ein gewaltiges Lebenswerk wurde (bis 1905 hat Dr. Barnardo über 60 000 Kinder in seinen Anstalten aufgenommen und fast alle zu tüchtigen Menschen erzogen), — wie er weiter auch eine Anstalt für Mädchen (The girls' village) gründete, wie mit jedem Jahre neue Zweige an dem gewaltigen Baume gewachsen sind. Barnardo war ein wahrer Held auf dem Gebiete christlicher Liebe. — Wir empfehlen dieses Schriftchen, dessen Reinertrag der Anstalt für schwachsinnige, bildungsfähige Kinder im Schloß Turbenthal bestimmt ist, aufs wärmste. Lamb.

Diese Bücher und Schriften sind zu beziehen durch die Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Anzeigen.

Preis für die viergespaltene Petitzeile (45 mm breit) oder deren Raum 30 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt. Reklamezeile 80 Pfg. Beilagen nach Gewicht 15—30 Mk.

Wir bitten unsere geehrten Freunde, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt“ zu beziehen.

Prediger-Gesuch.

Die Prediger-Stelle an der Freien Christlichen (deutsch-katholischen) Gemeinde zu Mainz ist neu zu besetzen. Der unterzeichnete Gemeinde-Vorstand fordert darum rednerisch tüchtige, theologisch und philosophisch gebildete Akademiker von entschiedener freisinniger Richtung zur Bewerbung auf.

Der Vorstand der Freien Christlichen (deutsch-katholischen) Gemeinde in Mainz.
Carl Scholz.

Freiburger Diakonissenhaus

Kostenlose Ausbildung. Zeitgemässe Organisation und Berufsstellung. Eintritt während des ganzen Jahres. Nach drei Jahren Anstellung und Versorgung auf Lebenszeit. Besonderer Hilfsschwesternverband mit kostenloser Ausbildung in einem halben Jahr und alljährlicher Dienstleistung von vier Wochen.
Näheres durch Diakonissenhauspfarrer **Weissheimer, Freiburg i. Br.**

Genossenschaftsbank

für evangelische Pfarrer (e. G. m. b. H.)
zu Berlin.

Über 500 Mitglieder. Geschäftsanteil 200 ℳ, zahlbar in Vierteljahrsraten von 9 ℳ. An- und Verkauf von Wertpapieren. Erledigung aller Geldangelegenheiten. Annahme und Verwaltung von Depots. Spareinlagen-Annahme 3¾ %, Darlehne zu 4¾ % und ¼ % Provision. Umsatz 1905/06 rund 1 Million.
Anmeldungen sende man an den Geschäftsführer
C. A. Richter, Berlin NW. 40,
Kronprinzen-Ufer 5.

Lebens-, Militärdienst-, Braut-Aussteuer-, Pensions- u. Renten-Versicherung.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Gesamtversicherungsstand: 650 000 Versicherungen. || Zugang monatlich 6000 Mitglieder.
Vermögensstand mehr als 40 Millionen Mark.
Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antragsformulare kostenfrei.
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Ein Werk, das unumschränktes Lob verdient

nennt die „Christliche Welt“ den
Bilderatlas zur Bibelkunde, ein Handbuch für den Religionslehrer u. Bibelfreund, bearb. v. **Frohnmeyer u. Benzinger.**
501 Abbildungen mit erl. Text. Kart. Mk. 6.—, Lwd. Mk. 7.20
Theodor Benzinger, Verlagsbuchhandlung, **Stuttgart.**

Niederrheinisches Apfelkraut, **eigener Pressung,** fein u. naturrein, 10 Pfund-Büchse **5.50**, frko. gegen Nachnahme. Garantie: Zurücknahme. Gutsbesitzer **A. Barten, Hesenhof** bei **Budberg,** Kreis **Mörs.** (Früher **Orsoy.**)

DIE HILFE.

WOCHENSCHRIFT für Politik, Kunst und Literatur.
Notwendig für jeden Gebildeten, bringt regelmässig
POLITISCHE NOTIZEN
Politische u. volkswirtsch. Aufsätze
Soziale Bewegung
Unsere Bewegung.
Aesthetische u. allgemeinwissenschaftliche Aufsätze.
Novellen — Kunstliteratur
Allerlei — Briefkasten.
Herausgeber:
D. FR. NAUMANN.
Verlangen Sie kostenfreies Probeabonnement vom
VERLAG DER HILFE
BERLIN-Schöneberg.

Kirchenöfen Schulöfen

D.R.P.

Monatelang auf Probe!
E. Henn, Ofenfabrik, **Kaiserslautern.**

Wichtig für Brautleute
Preise 40 % billiger wie in der Provinz
Franko Lieferung
Pracht-Katalog mit über 800 Abbildungen gratis u. franko.
F. ZECH'S MÖBEL-FABRIK. BERLIN, O.
Kleine Andreasstr. 9.
Gegründet 1859. Beamten 6 % Rabatt.

Kunstanstalt für Kirchenschmuck.

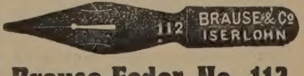
Dr. C. Ernst,
Berlin W. 9, Köthenerstr. 16
(früher Kronenstr. 24).
Muster und Abbildungen kostenlos.

Alkohol-freier Traubenwein von **Carl Jung,** Weingutsbesitzer, Lorch im Rheingau, ist nicht unvergorener, süßer Traubenmost, sondern **vergorener Wein ohne Alkohol.**

☞ An Wohlgeschmack und
☞ Bekömmlichkeit bisher
☞ unerreicht dastehend.

Versand in Flaschen von 60 Pfg. an. Kisten und Glas werden selbstkostend berechnet und ebenso zurückgenommen. — Man verlange Preisliste und Prospekt.

Deutscher, schreib' mit deutscher Stahlfeder!



Brause-Feder No. 112,

berühmte Bürofeder, hochelastisch und dauerhaft. Grs. M. 2.—. Zu beziehen durch die Schreibwarenhandlungen.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Firma
Gebr. Rosolleck, Berlin SW.
bei, auf den wir hierdurch noch besonders aufmerksam machen.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße. 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt Beilage Nr. 42.

Berlin Bremen. 17. Oktober 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Zum Fall César. — Auch die Orthodoxie in Rheinland und Westfalen. — Die Vereinigung der Freunde der „Christlichen Welt". — Für das aktive Wahlrecht der Frauen. — Zwei Verfolgte. — „Schlepperdienste". — Einzelkelche. — Der Kreuzzeitungsredakteur Prof. Dr. Irmer. — Der katholische Pfarrer Gaisert. — Lic. theol. Lipsius. — Nr. 237 des „Reichsboten". — Zur Steuer der Wahrheit. — Der Sachsenbischof D. Friedrich Müller. I. — Nachrichten: Kaiserworte. — Bremen. — Deutscher Protestantenverein. — Auch ein gutes Werk. — Anzeigen.

Tagebuch.

Es hat uns lange bedrückt, daß wir mit unseren Nachrichten dem Lauf der Dinge nicht folgen konnten; nun sind auch noch Klagen gekommen aus dem Leserkreis. Das „Tagebuch" soll helfen und das Neueste ganz kurz verzeichnen, in den Aufsätzen und Nachrichten finden unsere Leser ausführlichere Berichte.

*

Zum Fall César. 10 Gemeindevertreter von Reinoldi in Dortmund, die ursprünglich César am 19. April d. J. mitgewählt und den Protest gegen die Nichtbestätigung am 26. Juli d. J. mit beschlossen haben, haben die Zustimmung zu diesen Beschlüssen jetzt nach einem halben bezw. einem Vierteljahr zurückgezogen und der Kirchenbehörde von dieser Sinnesänderung Kenntnis gegeben — ohne dem Presbyterium, dem sie angehören, davon Mitteilung zu machen! Auf Befragen in einer Sitzung des erweiterten Presbyteriums haben sich fünf derselben gemeldet, ob auch die anderen dies auf schriftliche Anfrage des Presbyteriums getan haben, weiß der „Reichsbote" — der in dieser naturgemäßen Umfrage liberalen Terrorismus sieht — noch nicht. — „Rechtgläubiger" sind diese Herren nun geworden, „recht gläubig" waren sie, als sie César freie Wirksamkeit neben den orthodoxen Pfarrern in der Reinoldigemeinde zubilligten. Wieviel ihr Gewissen und wieviel das Gehetz der Partei auf ihren so späten Entschluß gewirkt, können wir nicht ermessen. — Erwähnt sei ein durch die freikonservative „Post" in die Debatte zum Fall César gekommene Nuance, die den Schein erwecken kann, als seien nicht rein rechtgläubige, sondern auch konservativ-politische Motive für den noch immer anonymen Protest und die Entscheidung des Konsistoriums maßgebend gewesen. César ist ein Schüler Naumanns und ein Nationalsozialer, der aus seiner politischen Überzeugung kein Hehl gemacht hat. Man wolle dem nationalsozialen Traub doch keinen Helfer zur Seite geben, so etwa sind die Bedenken der „Post" gegen César, fast eine preußische Parallele zum hessischen Fall Korell. —

*

Auch die Orthodoxie macht nun in Rheinland und Westfalen mobil. In Iserlohn siegte die Liste der Orthodoxen mit 240 Stimmen über die der Liberalen.

*

Die Vereinigung der Freunde der „Christlichen Welt" hat in gut besuchter Versammlung in Potsdam folgende Sätze zur Lehrfreiheit des evangelischen Religionslehrers angenommen.

Unter dem Vorbehalt, daß die Lage des Volksschullehrerstandes nach Ländern, Provinzen und Orten sehr verschieden ist, erheben wir angesichts vorhandener Not die Forderung: 1) Daß der Lehrer von dem Zwang, auch wider seinen Willen Religionsunterricht zu erteilen, ohne Schaden für seine Existenz und amtliche Laufbahn befreit werde, 2) daß der Religionsunterricht von rückständiger Stoffwahl und kleinlicher methodischer Einengung befreit werde, 3) daß die Lehrervorbildung in den Seminaren überall in Einklang gebracht werde mit der Weiterentwicklung der theologischen Wissenschaft, 4) daß die religiöse Fortbildung der Lehrer sowohl durch literarisches Studium als auch durch Vorträge und Kurse in keiner Weise von den Behörden gehemmt, sondern vielmehr verständnisvoll gefördert werde. — Diese Forderungen decken sich mit unseren Anschauungen durchaus.

*

Für das aktive Wahlrecht der Frauen in der Kirche und für die Wahl von Frauen in die Kommissionen für kirchliche Liebestätigkeit hat die Kreissynode Erfurt einen Antrag an die Provinzialsynode angenommen. — In Erfurt hat im Jahre 1897 zum ersten Mal auf dem evangelisch-sozialen Kongreß eine Frau (Frau Gnauck-Kühne) gesprochen.

*

Zwei Verfolgte sollen nun zur Ruhe kommen: Pfarrer Schmalz, vom Mecklenburgischen Konsistorium gemaßregelt, soll Pfarrer in Beuren in Hessen werden; Divisionspfarrer Bachstein, vom Ultramontanismus achtmal von Gerichtsverhandlung zu Gerichtsverhandlung gehetzt und nun wieder freigesprochen (der Gerichtsherr hat nun erklärt, sich zu beruhigen), soll die Pfarrstelle in Wolkramshausen bei Nordhausen bekommen. Die „Germania" verfolgt ihn auch dorthin mit höhnischen Reden.

*

„Schlepperdienste" im Sinne des Konsistorialbescheides an D. Fischer und Prediger Niedlich hat nach seiner eigenen öffentlichen Aussage auch der orthodoxe Pfarrer Koch von der Samaritergemeinde getan. Wunderlich, wie fein das Gewissen der Herren Birkholz und Genossen in St. Marcus ist, die Orthodoxen in Samariter haben keinen Anstoß am Vorgehen ihres Gesinnungsgenossen genommen. Ebensowenig die orthodoxen Gesinnungsgenossen des Pastors Kohlweyer an St. Paul. Wir meinen, daß diese Geistlichen durchaus im Recht sind und erwarten, daß der Oberkirchenrat ihnen allen, den Liberalen und den Orthodoxen, Recht gibt.

*

Einzelkelche wurden bei einer Abendmahlsfeier am Sonntag, den 23. September, in der Berliner Nikolaikirche in Gegenwart des Generalsuperintendenten Faber gebraucht. Die Feier verlief würdig und ohne Störung. Ein schlichter Bericht über den Vorgang an anderer Stelle.

*

Der Kreuzzeitungsredakteur Professor Dr. Irmer, schon zu Bosses Zeit Hülfsarbeiter im Kultusministerium, dann wegen seiner Abstimmung über den Kanal entlassen, und bisher Mitglied der Kreuzzeitungsredaktion, ist von Studt wiederum ins Kultusministerium berufen und zum Kurator der Universität Greifswald bestimmt worden.

*

Der katholische Pfarrer Gaisert, der vor der Landtagswahl in Baden seine Pfarrkinder für den Zentrumsmann bearbeitete, war von dem Landgericht Waldshut von der Anschuldigung der Verleitung zum Meineid freigesprochen worden (vgl. No. 31, 743). Nachdem das Reichsgericht die Sache zu nochmaliger Verhandlung an das Landgericht Freiburg verwiesen hatte, ist er nun wegen Versuchs der Verleitung zum Meineid zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt worden.

*

Lic. theol. Lipsius, der Nachfolger Kalthoffs, hat die Wahl an St Martini in Bremen, nachdem er zunächst sie abgelehnt hat, nun doch angenommen.

*

Nr. 237 des „Reichsboten" enthält eine ganze Anzahl Artikel voll Gift und Galle gegen den kirchlichen Liberalismus. Wir verschonen unsere Leser mit den Einzelheiten und nennen die Nummer, die ein jeder von der Expedition, Berlin SW. 11, Dessauerstr 37, beziehen kann. Es ist traurig anzusehen, wie dies von einem Pfarrer geleitete Organ, das in vielen Pfarrhäusern gelesen wird und sich als ein christliches gern der sogenannten „jüdischen" oder „judoliberalen" Presse gegenüberstellt, in Verdächtigungen, Unterschiebungen, Entstellungen, raffinierten Kombinationen zur Verhetzung der Leser, kurz im Herunterreißen des kirchlichen Liberalismus und der Kirchlich-liberalen so Hervorragendes leistet. Wir freuen uns, daß unsere Gesinnungsgenossen dies Blatt so selten in die Hand bekommen, was müßten sie für einen Begriff von der Orthodoxie und ihrem Christentum erhalten, wenn sie sie messen wollten nur nach diesem ihrem Organ? Aber an der Zeit wäre es, daß die Einzelnen, wenn die Partei das nicht tun kann und will, einmal privatim und wenn das nicht hilft, öffentlich diesem Organ — und dem „Berliner evangelisch-kirchlichen Anzeiger" dazu, der von einem Superintendenten a. D. geleitet wird — den christlichen religiös-sittlichen Standpunkt klar machten. Wir freuen uns des feineren Tons, der uns jetzt oft in der „Reformation" begegnet. Sollten „wir von der Kirche" nicht ein wenig vorbildlich sein auch im Kampf und Streit miteinander?

Zur Steuer der Wahrheit.

Das „Berliner Tageblatt“ hatte in Nr. 500 von Dienstag, den 2. Oktober, einen Artikel aus Bremen aufgenommen, worin über *bedenkliche Vorgänge* im Bremer Protestantenverein berichtet und auf einen Artikel der „Evangel. Kirchenzeitung“ (Hengstenbergischen) Nr. 19 hingewiesen war, in welchem gegen Pastor Dr. Veeck der Vorwurf erhoben war, er habe seinerzeit *ein älteres Mitglied der positiven Pastorenschaft zu veranlassen gesucht, diese zu einem Vorgehen gegen den hiesigen Radikalismus zu bewegen.* Und um an der Richtigkeit der Tatsache keinen Zweifel aufkommen zu lassen, habe das orthodoxe Blatt hinzugefügt: „Unser Gewährsmann hat sich brieflich darüber vergewissert und die briefliche Bestätigung erhalten mit der gleichzeitigen Bitte, von jener Äußerung keinen Gebrauch in der Öffentlichkeit zu machen“. Es sei wohl ausgeschlossen, daß Dr. Veeck von diesem Vorwurfe nichts gehört habe, und er würde also jetzt wohl das Wort dazu nehmen müssen.

Darauf hat Pastor Dr. Veeck am 4. Oktober in den bremischen Zeitungen folgende Erklärung veröffentlicht:

„Nr. 19 der Hengstenbergischen Zeitung, also wohl eine Mainummer, ist mir nicht zugegangen, trotz der persönlichen Verdächtigungen, deren Absicht ja leicht zu erraten ist. Auch der Verfasser der Notiz im „Berliner Tageblatt“ hat es nicht für angezeigt gehalten, mir die Nummer zuzuschicken, in welcher er gegen meine Ehre und meinen guten Namen einen solchen Angriff macht.

Ich soll also seinerzeit ein älteres Mitglied der positiven Pastorenschaft zu veranlassen gesucht haben, diese zu einem Vorgehen gegen den hiesigen Radikalismus zu bewegen. Das ist natürlich grundfalsch. Die Männer der kirchlichen Rechten haben weder meinen Rat begehrt, noch meine Hülfe gebraucht, als sie gegen Pastor Mauritz oder Dr. Kalthoff vorgingen. Oder soll mir ein Strick gedreht werden aus einem, etwa in einem Gespräche gefallenen und aus dem Zusammenhang gerissenen Worte über die kirchliche Lage, von dem ich freilich nicht mehr wüßte, mit wem ich es gehabt und wann es geschehen sei? Was würde der Berichterstatter sagen, wenn ich so etwa ein Urteil Kalthoffs über die Taufangelegenheit hier verwerten wollte?

Der bremische Protestantenverein hat „in den hiesigen Wirren einige Male gänzlich versagt“. Er würde natürlich den vollen Beifall des Berichterstatters gefunden haben, wenn er mit flatternden Fahnen einfach in das Lager der Radikalen übergegangen wäre und für sie die Kohlen aus dem Feuer geholt hätte. Ich bin auch nur eins von den 36 Mitgliedern des Vorstandes, die sich doch gewiß nicht von mir am Gängelbande führen lassen. Und *niemals* hat der Verein, auch unter *meiner* Leitung, nur *ein* liberales Prinzip vergessen oder verleugnet. Es möge doch nur *ein* Kompromiß aufgedeckt werden, das wir geschlossen haben sollen im Protestantenverein. — Daß ich von dem Rechte der freien Meinungsäußerung Gebrauch gemacht habe, wie die Radikalen in so reichem Maße, kann mir doch kein billig Denkender verübeln. Als ich das auf mich nahm, wußte ich, was mir daraus entstehen würde. Ich habe es trotzdem gewagt und getan aus redlicher Fürsorge für den entschiedenen, aber auch besonnenen Liberalismus, und habe es erst getan nach vorhergegangener, mündlicher und schriftlicher Auseinandersetzung mit den ehemaligen Gesinnungsgenossen. Der Berichterstatter mag sich doch einmal die Frage vorlegen, was die Radikalen wirklich erreicht haben?

Ich habe aber auch die Genugtuung gehabt, daß viele, viele Liberale Bremens und die Führer des kirchlichen Liberalismus im ganzen Reich mir ihre Zustimmung zu meiner Stellungnahme ausdrücklich kundgetan haben, und daß unsere Gegner auf der Rechten meine Arbeiten für den Liberalismus doch für „schlimmer und gefährlicher“ ansehen, als die Tätigkeit der Radikalen, die „ihnen bisher nur zum Nutzen gereicht habe“.

Der Verfasser gibt sich den Anschein, als ob er dem Protestantenverein gegen seinen Vorsitzenden zu Hülfe kommen müßte; er scheint nicht zu wissen, daß der jetzige Vorsitzende mit seinen früheren Vorgängern in diesem Amte Hand in Hand ging und geht, und daß er dem Vorstande schon so oft seinen Rücktritt angeboten hat, bisher noch immer ohne Erfolg. Ich will ihn nicht noch weiter gegen den Verein aufbringen, indem ich ihm verrate, *wie* man mich noch letzthin zu bleiben bat. Seit Anfang unseres Kirchenstreits wird bald in süddeutschen, bald in norddeutschen Blättern so ein Anfall aus dem Versteck gegen mich gemacht, der ich doch immer nur Beschlüsse des Protestantenvereins *ausgeführt* habe, wie noch zuletzt in der Schulsache oder betreffs der kirchlichen Versorgung Bremens. Ich kann auch dieses Mal nur die Hengstenbergische Kirchenzeitung bitten, ihren Gewährsmann, den älteren Positiven, doch sprechen zu lassen, und den Berichterstatter des „Berliner Tageblattes“, daß er sein Visier öffne, und im Interesse der Gerechtigkeit, daß das „Berliner Tageblatt“ oder andere Zeitungen, die jene Artikel nachgedruckt haben, auch diese Gegenerklärung aufnehmen möchten.

Jedermann, der es mit dem Fortschritt der kirchlich-liberalen Sache in Bremen wohl meint, möge sich nur getrost dem Protestantenverein anschließen, in dessen Vorstand ja neben dem Angegriffenen so viele Liberale sitzen, deren Liberalismus selbst *dieser* Berichterstatter des „Berliner Tageblattes“ nicht in Zweifel ziehen darf.“

Wer einmal einen Eindruck gewinnen will von der Kampfesart und dem Tone, den die hitzigsten Radikalen gegen den Protestantenverein anschlagen, verweisen wir auf „Das Blaubuch“ und „Das Freie Wort“ mit Aufsätzen von Steudel oder Bremensis, oder den „*Roland*“!

Der Sachsenbischof D. Friedrich Müller.

I.

Am 23. August l. J. hatte das Landeskonsistorium der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen eine denkwürdige Sitzung. Der Vorsitzende, Landeskirchenkurator Dr. Carl *Wolff*, teilte mit, daß ihm von dem in seiner Vaterstadt Schäßburg auf Urlaub weilenden Bischof D. Friedrich *Müller* ein Schreiben zugegangen sei mit dem Ersuchen, es in der Sitzung zu öffnen und vorzulesen. Sofort erhoben sich darauf alle Landeskonsistorialräte und hörten stehend die Vorlesung des Schriftstücks an; wußten sie doch, daß es nichts Geringeres enthielt, als die Amtsniederlegung des greisen Führers und Bischofs der Siebenbürger Sachsen, der fast seit sechs Jahrzehnten immer in den vordersten Reihen gestanden hat, wenn sein Volk und seine Kirche zu leiden und zu kämpfen hatten, und der bei allem Wandel der Zeiten immer neue Wege für das deutsch-evangelische Leben in Siebenbürgen zu finden wußte. Der Entschluß zu seinem Rücktritt ist Bischof Müller nicht leicht geworden, denn er hielt es für seine Pflicht, auf seinem Posten auszuharren, so lange nur seine Kräfte noch dafür ausreichten. Aber das hohe Alter von 78 Jahren und ein langjähriges Leiden zwangen schließlich den erprobten Kämpfer für Volk und Kirche trotz seiner geistigen Rüstigkeit das Bischofsamt niederzulegen, das ihm seine Landeskirche am 21. September 1893 durch allseitiges Vertrauen ihrer Gemeinden in die Hände gelegt hatte.

D. Friedrich *Müller* wurde im Jahre 1828 in Schäßburg in einer angesehenen sächsischen Beamtenfamilie geboren und hat in seiner Vaterstadt das auf lindenumkränzter Höhe gelegene evangelische Gymnasium besucht. Dann studierte er in Deutschland zwei Jahre lang Theologie und Philosophie, um sich für die Laufbahn eines Mittelschullehrers und Pfarrers vorzubereiten. Schon mit 20 Jahren begann er hierauf seine Wirksamkeit, zuerst als Lehrer und später als Rektor des Schäßburger Gymnasiums. In dieser Zeit hat er auf allen Gebieten mitgearbeitet, die für die Pflege des deutsch-evangelischen Lebens von Wichtigkeit waren. Insbesondere aber widmete er sich der Erforschung der siebenbürgisch-sächsischen Kirchenbauten, die bis auf den heutigen Tag fast überall mit Burgmauern umgeben sind und in Zeiten der Not der Verteidigung gegen den Feind dienten. Auf Wanderfahrten zog er von Ort zu Ort; es gibt kaum eine Gemeinde der Landeskirche, die er nicht bereist und aus unmittelbarer Anschauung kennen gelernt hätte. Er arbeitete damals gleichzeitig mit dem nachmaligen Bischof D. Georg Daniel *Teutsch*, mit K. *Haltrich* und Friedrich W. *Schuster* an der Erforschung sächsischen Volkstums. Während Teutsch die Geschichte der Siebenbürger Sachsen geschrieben, Haltrich ihre Märchen und Schuster ihre Volkslieder gesammelt hat, bearbeitete Müller das Gebiet der siebenbürgisch-sächsischen Sagen, und das von ihm veröffentlichte Buch gehört bis auf den heutigen Tag zu den wertvollsten Volksbüchern der Siebenbürger Sachsen.

Durch solche Forschungen hat Fr. Müller sich auch ein vorzügliches Rüstzeug für das Pfarramt geschaffen; er hatte „religiöse Volkskunde“ getrieben im besten Sinne des

Wortes. Sein scharfes Auge, das sofort alle Fäden des Alltagslebens erkannte, hatte tief hineingesehen in die Seele seines Volkes, und Müller wußte den Ertrag seiner Forschungen, wie nur einer, auch praktisch zu verwerten. Das zeigte sich sofort, als er nach 21jähriger Wirksamkeit im Schulamt in das Pfarramt überging, in dem er 24 Jahre zugebracht hat. Schon in der Zeit, da er Pfarrer der schlichten Landgemeinde Leschkirch war, richteten sich die Augen aller maßgebenden Persönlichkeiten immer wieder auf ihn. Die wichtigste Zeit seines Schaffens begann aber erst, als er nach Hermannstadt, der größten Gemeinde der evangelischen Landeskirche in Siebenbürgen, zum Stadtpfarrer berufen wurde. Hier hat er in kurzer Zeit namentlich auf dem Gebiet der „inneren Mission" so Wichtiges geschaffen, daß er den Namen eines Wichern des sächsischen Volkes verdient. Ganz gewiß ist er dabei von den Reisen, die er immer wieder nach Deutschland zum Studium des evangelisch-kirchlichen Lebens machte, vielfach angeregt worden, aber er hat niemals sklavisch deutsche Einrichtungen nachgeahmt, sondern es immer verstanden, seinen Schöpfungen gerade die Form zu geben, die den Bedürfnissen seines Volkes entsprach. Folgende Hermannstädter Anstalten verdanken ihm ihr Entstehen: 1. Das **Lutherhaus**, das gegenwärtig 62 Waisenhauszöglinge und 60 Schulkinderhortzöglinge beherbergt und außerdem noch aus einer zweiklassigen Volksschule und aus der Johanniskirche besteht; 2. die evangelische **Kranken-pflege-Anstalt**, die außer der Hermannstädter Mutteranstalt Filialen in Kronstadt, Schäßburg, Mediasch und Sächsisch-Reen hat; 3. die evangelische **Lehrlings-herberge**, die gegenwärtig für 60 Zöglinge Raum bietet. Ein ganz besonderes Verdienst Fr. Müllers ist es, daß er zur Arbeit auf dem Gebiete der Kirche auch die Frauen herangezogen hat. Er gründete Ortsfrauenvereine, die sich zum allgemeinen Verein zusammenschlossen. Der wichtigste ist der Hermannstädter Ortsverein, der sich nicht nur auf dem Gebiet der Armenpflege erfolgreich betätigt, sondern auch für die hauswirtschaftliche Erziehung der weiblichen Jugend durch Erhaltung einer Frauenarbeits- und einer Haushaltungsschule sehr erfolgreich wirkt. Da Müller als Hermannstädter Stadtpfarrer zum Superintendentialvikar (Bischofstellvertreter) gewählt worden war, konnte er als Mitglied des Landeskonsistoriums, zumal er mit Bischof D. Georg Daniel **Teutsch** in innigstem Freundschaftsverhältnis stand, seine Gedanken für die ganze Landeskirche fruchtbar gestalten. Auch die Visitation der sächsischen Gymnasien und Realschulen war seine Aufgabe, und es sind auch auf diesem Gebiet sehr viel Anregungen von ihm ausgegangen.

Nachrichten.

Kaiserworte werden aus Breslau berichtet, die nach der „Kln. Ztg." merkwürdig anklingen an Ausführungen vom Essener Katholikentage: „Und so wollen wir ein neues Gelübde aus dem schönen Schatz der Erinnerungen und der goldenen Treue, die mir hier entgegenschlug, prägen: Uns von nun an mit Aufbietung aller geistigen und körperlichen Kräfte nur der einen Aufgabe zu widmen, unser Land vorwärts zu bringen, für unser Volk zu arbeiten, ein jeder in seinem Stande, gleichviel, ob hoch oder niedrig, unter Zusammenschluß der Konfessionen, dem Unglauben zu steuern, und uns vor allen Dingen den freien Blick für die Zukunft zu bewahren und niemals an uns und unserem Volke zu verzagen."

Gewiß, wir wollen zusammenbleiben, Katholiken und Evangelische in einem deutschen Volk und Reich, — aber arbeiten die Friedensapostel von Essen an solcher Gemeinschaft, die vielmehr durch ihre Organisationen den katholischen Volksteil vom evangelischen absperren? Gewiß, wir müssen gegen den „Unglauben" kämpfen, aber die evangelische Kirche kann das nur, wenn in ihr Freiheit herrscht und wir befreit werden von dem jetzt notwendigen Kampf der Richtungen zu positiver Arbeit jeder an seinem Teil. Die „Kölnische" hat recht, nur der souveräne, von keinem Konfessionalismus beherrschte Staat vermag die im Glauben getrennten Glieder zusammenzuhalten. Ist unser Staat noch frei und souverän, — da Zentrum Trumpf ist?

Bremen. Der hiesige Protestantenverein hat in diesen Tagen einen Aufruf zum Eintritt in seine Reihen veröffentlicht. Wir können schon jetzt die erfreuliche Tatsache mitteilen, daß zahlreiche Anmeldungen zur Mitgliedschaft einlaufen. Das ist doch auch eine Antwort seitens der bremischen Bevölkerung auf die heftigen Angriffe, die gerade in der letzten Zeit wieder von radikaler Seite auf unseren Protestantenverein gemacht wurden, und eine Anerkennung seiner Tätigkeit in weiten Kreisen unserer freien Stadt.

Deutscher Protestantenverein. Am 4. Oktober fand in Berlin eine Sitzung des Ausschusses des Deutschen Protestantenvereins statt, welche den Zweck hatte, eine erweiterte und energische Tätigkeit desselben vorzubereiten und die dazu erforderlichen Einrichtungen zu schaffen.

Es konnte berichtet werden, daß der Verein sich dank seinen Zielen und seinem eigenen Wirken und dank der stets wachsenden Anmaßung und Herrschsucht der Orthodoxie fortwährend steigender Teilnahme erfreue, daß seine Aufforderung zum Aufbau eines kräftigen Gemeindelebens und eifriger Beteiligung an den Wahlen zu den Gemeindekörperschaften vielen Anklang finde und daß sich überhaupt in den Laienkreisen jetzt ein höchst erfreuliches Interesse für kirchliche und religiöse Dinge zeige. Das beweist auch die wachsende Leserzahl des „**Protestantenblattes**", das seit dem 1. Juni im Selbstverlage (Schöneberg bei Berlin, Hohenfriedbergstraße 15) erscheint. Die monatlichen Protestantischen Flugblätter, das offizielle Organ des Vereins, das besonders dazu dienen soll, die Beziehungen zwischen dem Vorstand und den Mitgliedern lebendig zu erhalten, wird im Selbstverlage des Vereins erscheinen und von einem Vorstandsmitglied herausgegeben werden. Für diesen Zweck und zugleich für die Geschäfte des Bureaus wird eine tüchtige Kraft eingestellt werden.

Dies zeigt, daß der Protestantenverein gewillt ist und sich immer besser in den Stand setzt, Kampf und Arbeit für ein freies protestantisches Christentum in den evangelischen Landeskirchen zu leisten.

Auch ein gutes Werk. Die Presse ist eine Großmacht. Man hat das auch in christlichen Kreisen erkannt und sucht nicht bloß mit dem gesprochenen, sondern auch mit dem gedruckten Wort an die Menschen heranzukommen. Eine Fülle von christlichen Zeitschriften und Zeitungen ist entstanden. Man ist auch darauf gekommen, kurze, predigtähnliche Betrachtungen allsonntäglich herauszugeben. Das entspricht einem Bedürfnis. Mancher liest eine solche gern daheim zu seiner Erbauung, und besonders Sonntagslose, die durch Arbeit oder Krankheit verhindert sind, zum Gotteshaus zu kommen, begrüßen sie mit Freude. Derartige Blätter werden von strenggläubiger Seite geschrieben und verbreitet. Auch freigerichtete Geistliche benutzten sie in dem Gedanken, ihren Gemeindegliedern religiöse Kost zu bieten. Aber sie mußten sich überzeugen, daß Ton und Inhalt sie und auch ihre Gemeinden vielfach fremdartig berührte. Da wurde ein entsprechendes Unternehmen von liberaler Seite ins Leben gerufen. Es sind das die sogenannten „Pfennigpredigten", die später den Titel „Sonntagsgruß" annahmen und im Evangelischen Verlag in Heidelberg erscheinen. Die Redaktion wurde anfangs unter Mitwirkung von Professor Drews und Pfarrer D. Kind von Pfarrer Issel besorgt. Nach dem Tode von Pfarrer Issel übernahm Pfarrer Karl die Schriftleitung, und als das Unternehmen in den Besitz des Evangelischen Verlags überging, trat Pfarrer Daeublin in Hohensachsen bei Mannheim an die Spitze. An Stelle von Professor Drews, der wegen anderweiter Arbeiten sich zurückzog, ist Professor Baumgarten getreten.

Der „Sonntagsgruß" enthält auch vier Oktavseiten Text und bemüht sich, ernste und fromme Betrachtungen in gemeinverständlicher Sprache und im Geiste undogmatischer lebendiger Religiösität zu bieten. Die Verfasser stammen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Die „Pfennigpredigten" sind geeignet, gläubigen Sinn und christliches Wesen zu wecken und zu pflegen. Vor kurzem schrieb eine Dame ganz begeistert von diesen Predigten, die sie seit längerer Zeit regelmäßig lese, und wünschte alle früheren Jahrgänge zu besitzen. Leider konnte dem nicht entsprochen werden, da die früheren Jahrgänge teilweise vergriffen sind. Über die Verbreitung des „Sonntagsgrußes" stehen erst seit 1899 bestimmte Zahlen zur Verfügung. Er zählte Abonnenten 1899: 4260; 1900: 4695; 1901: 5362; 1902: 5542; 1903: 5975; 1904: 6714; 1905: 7275; 1906; 7315. Also ein stetes Wachstum, aber allerdings ein recht langsames. Vielleicht ist diese Sache noch immer nicht bekannt genug. Deshalb möchten wir die Aufmerksamkeit wieder darauf lenken. Die Verteilung der Pfennigpredigten läßt sich leicht durch Schulkinder, besonders Konfirmanden, durch Helferinnen im Kindergottesdienst, durch Mitglieder von Jungfrauenvereinen 2c. bewerkstelligen. Der Preis beträgt bei einmaligem Bezug von mindestens 10 Exemplaren derselben Nummer oder bei regelmäßigem Bezug von mindestens 5 Exemplaren jeder Nummer das Stück 1 Pfennig portofrei (außerhalb Deutsch-Oesterreichs mit Aufrechnung des Portos); bei einmaligen Bestellungen ist der Betrag der Bestellung beizulegen. Der Evangelische Verlag in Heidelberg wird gern Probeexemplare zur Verfügung stellen.

Die Pfennigpredigten haben manchem einen Dienst erwiesen und werden vielen Käufern einen Dienst erweisen. Wer sie mitverbreiten hilft, tut auch ein gutes Werk.

DER VOLKSERZIEHER

Blatt für Familie, Schule und öffentliches Leben.
Organ der Volkserzieher-Gemeinde.
Zugleich: **Der Bücherfreund** Blatt für Kunst, Religion und Wissenschaft.
Organ der Volkserzieher-Bibliothek.
Herausgeber: Wilhelm Schwaner.
Abonnenten beider Blätter sind gegen Zahlung von 1 M. jährlich Mitglieder der fast d. ganze moderne Literat. umfassend. Volkserzieher-Bibliothek. Man fordere ein unentgeltliches Probeabonnement auf einen Monat vom

Volkserzieher-Verlag, Berlin-Schlachtensee, Mariannenstr. 10.

Daselbst sind auch Prospekte der **Germanen-Bibel** kostenlos zu haben.

Künstler-Steinzeichnungen.

Große Blätter:

Burger, Vor der Kirche	Mk.	6.—
Hecker, Am Meeresstrand	„	5.—
Strich-Chapell, Mondnacht	„	6.—
— Dorf in Dünen	„	6.—
Wieland, Letztes Leuchten	„	6.—

Kleine Wandbilder:

Bendrat, St. Marien in Danzig	„	2.50
— Jakobkirche in Thorn	„	2.50
— Ordenskomturei	„	2.50
— Die Marienburg	„	2.50
— Ordensschloß Rahden	„	2.50
Kartonmappe mit 5 Blättern	„	12.—
Kartonmappe mit 5 Blättern (Subskr.-Preis)	„	10.—

Wandfriese:

Lang, Heiteres Spiel!	„	4.—
— Um die Wurst!	„	4.—
Herrmann, Im Moor	„	4.—
— Aschenbrödel	„	4.—
— Rotkäppchen	„	4.—
Rehm-Vietor, Wer will unter die Soldaten	„	4.—
— Wir wollen die goldene Brücke bauen	„	4.—
— Schlaraffenland I	„	4.—
— Schlaraffenland II	„	4.—
— Schlaraffenleben	„	4.—

Zu beziehen durch
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin.

Kampf und Arbeit
des freien Christentums in Deutschland.
Heft 3:
Die protestantische Lehrfreiheit
von **Weise**, Stadtsyndikus in Berlin.
Kl. 8°. 28 Seiten. 30 Pfg.
Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin.

Günstiges Angebot!

Warum wir austraten?
Bekenntnisse vom frei gewordenen französischen Priester.
Von André Bourrier.
Gr. 4°. 232 Seiten. Statt 3 Mark für **2 Mark.**
Und
Luther im katholischen Urteil.
Eine Wanderung durch vier Jahrhunderte.
Von Dr. O. Hegemann.
Gr. 8°. 256 Seiten. Statt 5 Mark für **2,50 Mark.**
Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin.

Demnächst erscheint:
Die beiden ersten deutschen Kaiser und ihre Frauen.
Forschungen und Erinnerungen von
Professor D. Friedrich Nippold.
Geheftet 8 M., gebunden 9 Mk.
Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin.

Demnächst erscheint:
Gott und die Seele.
Ein Jahrgang (68) Predigten
von
Dr. Christian Geyer,
Hauptprediger bei St. Sebald in Nürnberg,
und
Dr. Friedrich Rittelmeyer,
Pfarrer bei Heilig Geist in Nürnberg.
39 Bogen (VII, 614 Seiten).
Preis 6 Mk. broschiert, gebunden und in Futteral **7 Mk. 50 Pfg.**
Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin.

Demnächst erscheint:
Zehn lyrische Selbst-Porträts
Ferd. von Saar	Detlev von Liliencron
Felix Dahn	Gustav Falke
J. Trojan	Arno Holz
Martin Greif	R. Dehmel
Ernst von Wildenbruch	Otto Julius Bierbaum

Mit den Porträts der Dichter nach der Natur auf den Stein gezeichnet
von **M. A. Stremel**
und den selbstgeschriebenen Lebensskizzen in Faksimile.
In modernem Einband Preis Mk. 5.—
Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin.

Im Oktober erscheint:
Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.
2. Kor. 3, 17.
Ausgewählte Predigten des
Dr. K. Scipio,
weil. Pastor prim. an St. Jakobi in Stettin.
Za. 13 Bogen und ein Porträt. Geschmackvoll gebunden 4 Mk.
Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Soeben wird von der
Zentralstelle
der neueste, außerordentlich reichhaltige
Theologische Handkatalog
ausgegeben.
Wer wünscht Gratis-Zusendung desselben?

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.